hEFt

für literatur, stadt und alltag

#51 · April 2018

hEFt in die Hand

Offene Redaktion am 2. Mai // 19:30 Uhr
Weinatelier Rue, Kleine Arche 1, Erfurt

Offenes Büro immer mittwochs // 17 bis 19 Uhr
Alte Salinenschule, Salinenstraße 141, Erfurt

Impressum

hEFt für literatur, stadt & alltag // Ausgabe 51 (14. Jg.), April 2018 // Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn // Auflage: 2.000 Stück, kostenlos // Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt // Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 0361 2115966, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de // Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) // Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, IBAN: DE 83 8207 0024 0165 4300 00, BIC: DEUTDEDBERF // Redaktion: Alexander Platz, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), Kerstin Wölke, Kathleen Kröger, Benedikt Rascop, Annabell Küster, Marlene Borchers, Ben Kaltofen // Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. // Titelgrafik: Johannes Hensel // Layout & Satz: Steffi Winkler, www.winklerin.de // Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de // Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern // Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten vier Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert // Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die nächste Ausgabe erscheint Ende Juni 2018; Redaktions- und Anzeigenschluss: 24. Mai. // hEFt wird gefördert durch die Landeshauptstadt Erfurt und die Thüringer Staatskanzlei. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.

Kulturrausch

Erfurt
LANDESHAUPTSTADT THÜRINGEN
Stadtverwaltung

Freistaat Thüringen
Staatskanzlei

Stadt & Alltag

4 Schöne Aussicht
5 Oberbürgermeisterwahlen 2018
9 Was erzählt die Stadt?
11 1. Mietparade in Erfurt
13 Das Schauspielhaus zum Leuchten bringen
14 Fanrat Rot-Weiß Erfurt
16 Fragmente aus der Abseitsfalle
17 Fünf Fragen an: Gandalf
18 Rezension: Sträuben
19 Termine
20 Simone Weil. Wege hinauf
22 Aus der Provinz: Hildburghausen

20 Fotostrecke: Martin Geisler

Literatur
Flieht, ihr Narren!

30 Der allseitige Abgang im April, 1 Uhr nachts
31 Picknick am Waldesrand
34 die amnesie wirbt um neue kunden
35 Der Ungeschicklichkeitsverbrecher
36 Die Mär der Ringe
38 Gerhard Phantom, der Opa
39 In den Straßen von Dublin
42 Stumm
43 Martin auf dem Schicksalsberg
46 Die Kandiszuckerberg-Behörde
48 Der Herr der Frauen – Winterschlussverkauf

47 Autor/innenverzeichnis

Liebe Leserin, lieber Leser,

nun haben wir es doch getan. Bei den vergangenen zwei Erfurter Oberbürgermeisterwahlen konnten wir uns erfolgreich davor drücken, die angetretenen Kandidaten mit ihren Programmen im hEFt vorzustellen. Nun, die Zeiten haben sich geändert. Die Wirtschaft der Landeshauptstadt boomt und es gibt massig Zuzug. Zeit also für die kulturellen Fragen. Ganze drei Stück haben wir sieben Kandidatinnen und Kandidaten gestellt. Leider hat Sindy Malsch von der PARTEI nicht die nötigen 200 Unterschriften zusammenbekommen und ist damit schon jetzt aus dem Rennen. Ihre Antwort auf unsere Frage nach ihren konkreten Maßnahmen für die freie Kulturszene war zwar knapp, dafür aber knackig: »Mehr Geld für Kulturdings!« Was die anderen wollen und versprechen, könnt ihr ab Seite 5 lesen.

Mit »Flieht, ihr Narren!« eröffnen wir unser Themenjahr mit berühmten Filmzitaten. Der Ausspruch – ihr wisst es sicher – stammt aus der »Herr der Ringe«-Trilogie von Peter Jackson. Der Zauberer Gandalf ruft ihn seinen Gefährten zu, kurz bevor er im Kampf mit dem Balrog in Moria in die Tiefe gerissen wird. Ehrlich gesagt war uns nach der Ausschreibung etwas mulmig zumute, kann das Thema doch Tür und Tor für allerlei verquasten Fantasy-Kitsch öffnen. Doch weit gefehlt: Die außerordentlich zahlreichen Texteinsendungen näherten sich dem Thema auf ganz vielfältige Weise. Aber natürlich kamen die meisten dann doch nicht um Tolkien herum.

Was sind eure liebsten Filmzitate? Welche davon bieten genug Raum für eine literarische und grafische Auseinandersetzung jenseits des konkreten Filmzusammenhangs? Schreibt uns! Wir wählen aus allen eingegangenen Vorschlägen ein Zitat als Thema für das übernächste hEFt aus.

Und noch etwas liegt uns als Erfurter Kulturmagazin in diesen Tagen sehr am Herzen. Auch wenn mit der hoffentlich »erfolgreichen« Insolvenz unseres allerliebsten Fußballclubs Rot-Weiß in Zukunft am Steigerwald kleinere Brötchen gebacken werden: Haltet dem Club die Treue! Ein Neuanfang bietet jetzt die Chance, solide Strukturen aufzubauen, Vertrauen zurückzugewinnen und die Mitbestimmung der Anhänger einzufordern. Im neu aufgestellten Fanrat (Seite 14) könnt ihr euch daran beteiligen. Denn Spieler, Trainer und Präsidenten kommen und gehen; wer bleibt sind die Fans.

Einen schönen Frühling wünscht
Die Redaktion

Titelillustration:
Johannes Hensel, Jahrgang 1989, absolvierte von 2011 bis 2017 das Studium der Freien Kunst an der Bauhaus-Universität Weimar, das er nach einem halbjährigen Abstecher ans Pratt Institute New York mit Diplom abschloss. Nun lebt und arbeitet er als freischaffender Künstler und Illustrator in Erfurt.

Schöne Aussicht

Asterix uff Erfurtsch

Erfurt, 23. Mai 2029: Fans der kleinen gallischen Comicfigur dürfen sich auf den Sommer freuen, denn nach 99 Mundart-Ausgaben wird Heft Nummer 100 der Dialekt-Reihe in Erfurtischer-Sprechart veröffentlicht. »Asterix un der Brätl« soll die Fortführung des Werkes von Uderzo und Goscinny heißen und den Galliern samt den treuen Kumpanen Obelix und Idefix in die Landeshauptstadt führen. Das Besondere: Bereits der frühere Mundart-Band »Cäsarn sinn Jeschenke« wurde auf Thüringisch verfasst. Doch der Druck seitens Erfurter Sprach- und Sprechwissenschaftlern auf den Ehapa-Verlag sei in den letzten Jahren so immens gestiegen, dass sich der Stuttgarter Verlag nun gezwungen sah, endlich eine Erfurtische Ausgabe herauszubringen.

»Thüringisch und Erfurtisch haben zwar einige Gemeinsamkeiten, aber blickt man hinter den lexikologischen Schein offenbaren sich grundlegende Unterschiede der beiden Mundarten«, meint Wenke Walter, promovierte Sprecherzieherin. Diese Meinung wird auch seitens vieler Erfurter Bürger geteilt. Auch Umfragen eines Berliner Meinungsforschungsinstituts haben ergeben, dass sogar Norddeutsche klare Unterschiede zwischen Thüringisch und Erfurtisch erkennen würden.

»Erfurt hat durch Völkerwanderungen und damit verbundenen Lautverschiebungen einen Sonderstatus, was den Dialekt betrifft. Thüringisch geht teils ins Sächsische, Fränkische und Brandenburgische. Erfurtisch ist dahingegen viel weicher und erinnert viel eher an das frühe Elsässische«, so Erwin Hegemeister vom Erfurtischen Mundartverband. Der gebürtige Bremer kam als Kleinkind nach Erfurt und beherrscht das Erfurtische in Reinform. Er war es auch, den der Ehapa-Verlag als Übersetzer der Asterix-Geschichte hinzuzog.

Mitte August soll der Comic-Band erscheinen. Vorbestellungen sollen ab Juni möglich sein. /// **lm**

Ein Dach für die Altstadt

Erfurt, 27. Mai 2020: Die Planung der Bundesgartenschau (BUGA) im kommenden Jahr ist in den finalen Zügen. Erst gestern wurde der Bau eines Daches für das Areal vom Hauptbahnhof bis zum Petersberg offiziell bestätigt.

»Endlich haben wir eine Idee vorstellen können, die im Stadtrat Zuspruch gefunden hat«, erklärt Martin Schubert (SPD). In den vergangenen Jahren und Monaten war er vor allem durch spektakuläre Vorschläge bezüglich der bevorstehenden BUGA aufgefallen. Dabei konnte die Wasserrutsche von der Defensionskaserene bis zum ega-Park genauso wenig fruchten wie der Bau einer U-Bahn-Linie oder die Installation von zwölf Millionen Luftmatratzen bei gleichzeitiger Flutung der Gera.

»Viele Menschen verstehen einfach nicht, welche Chancen Erfurt damit verpasst hat«, moniert der Stadtratsvorsitzende, »unsere Stadt soll den Leuten ja auf besondere Art und Weise im Gedächtnis bleiben.« Daher freue sich Schubert besonders über seinen schlussendlichen Erfolg.

»Mal ehrlich, wer kann sich heute noch an eine BUGA von vor zehn Jahren erinnern? Mit unserem Altstadt-Dach bleiben wir den Gästen auch in 100 Jahren noch ein Begriff«, meint auch Parteikollege und Stadtratsmitglied Helge Brühlert, der das Projekt des Großraumdachs sogar noch weiter ausbauen möchte: »Wer weiß, vielleicht bleibt das Dach auch nach der BUGA bestehen. Das käme nicht zuletzt den vielen Touristen zugute, die bestimmt keinen Regen auf ihren Erinnerungsfotos haben wollen. Außerdem hätten wir dann nicht mehr nur die älteste bebaute Brücke nördlich der Alpen zu bieten, sondern eben auch die einzige überdachte Altstadt diesseits des Äquators«.

Nur über das Material müsse man sich noch einig werden. Lichtdurchlässig soll es sein, sodass so viel Tageslicht wie möglich durchdringen kann. Die Idee, Glas zu verwenden, wurde aus Brandschutzgründen sofort ausgeschlagen. Gerüchten zufolge arbeitet ein Studententeam der Fachhochschule Erfurt an der Herstellung eines ähnlichen, aber ungefährlichen Materials. /// kk

Die Qual der Wahl

Am 15. April sind die Wählerinnen und Wähler in Erfurt aufgerufen, einen (neuen) Oberbürgermeister oder eine (neue) Oberbürgermeisterin zu wählen. Im Vorfeld der Wahl hat die hEFt-Redaktion den Kandidatinnen und Kandidaten drei Fragen zu ihren kulturpolitischen Positionen gestellt. Im Folgenden dokumentieren wir die Antworten entsprechend der umgekehrten Reihenfolge der Stimmenanteile der Parteien der Kandidatinnen und Kandidaten im Erfurter Stadtrat

Sebastian Perdelwitz, Mehrwertstadt Erfurt

1. Welche Veranstaltung der freien Kulturszene haben Sie zuletzt besucht? Im vergangenen Jahr besuchte ich die Reihe »Wir machen Stadt«, welche von der Ständigen Kulturvertretung organisiert wurde. Eine Vertreterin der Kulturszene aus Potsdam schilderte, mit welchen Methoden man dabei gemeinsam mit der Stadt die Entwicklung eines leerstehenden innerstädtischen Gebäudes für Kulturschaffende auf den Weg gebracht hat. Kürzlich war ich zu Gast bei einer Veranstaltung der SlowBudgetProduction im Domizil. Wie immer: schräg mit sehr viel Liebe zum Detail. Weiter so!

2. Mit welchen konkreten Maßnahmen wollen Sie, im Falle Ihrer Wahl, die freie (sozio-)kulturelle Szene in Erfurt unterstützen? In meinem Grundverständnis eines Stadtoberhauptes dreht sich die Frage doch eigentlich um. Wie kann Stadtgesellschaft, die städtische Entwicklung und das städtische Leben noch vielmehr Energie und Impulse von der soziokulturellen Szene erfahren? Dafür braucht es die Entwicklung einer direkten Sprachrohrstruktur, welche eine optimale Vertretung gegenüber lokaler Politik und Verwaltung möglich macht. Eine Art soziokultureller Beirat wäre denkbar und zu prüfen. Die Sichtbarkeit der Szene und der Wert dieser für Erfurt muss erhöht werden. Dabei können das Stadtmarketing, aber auch die städtischen Kommunikationsmittel eine Rolle spielen.

3. Welche kulturpolitische Vision haben Sie für Erfurt für die nächsten sechs Jahre? Ich verstehe Kultur als Querschnittsaufgabe, da sie wichtige Perspektivwechsel liefert, Sachen einfach mal auf den Kopf stellt und eine unschätzbare Übersetzungsleistung gesellschaftlicher Umstände bietet. Konkret meint das für mich, dass bei wichtigen Prozessen und Fragen in der Stadt die Perspektive von Kulturschaffenden einfließen muss. Dieser Ansatz sollte durch feste Strukturen der Einbindung und durch »kurze Leitungen« umgesetzt werden. Darüber hinaus gilt es, sich die Forderungen der Ständigen Kulturvertretung genau anzuschauen. Eine Sache, die ich sehr unterstütze, ist das Erproben eines Selbstvergabesystems bei Fördermitteln. Schließlich sind die Akteure Experten in eigener Sache. Und natürlich gilt beim Thema Soziokultur auch, was für meinen gesamtstädtischen Ansatz gilt: eine völlig neue Orientierung im Umgang mit Immobilen und Häusern. Raus aus der Marktlogik hin zu einer Gemeinwohlorientierung.

Marko Enke, FDP

1. Welche Veranstaltung der freien Kulturszene haben Sie zuletzt besucht? Zuletzt habe ich den Kunsthandwerkermarkt auf dem Zughafengelände am vergangenen Sonnabend, dem 10. März 2018 besucht.

2. Mit welchen konkreten Maßnahmen wollen Sie, im Falle Ihrer Wahl, die freie (sozio-)kulturelle Szene in Erfurt unterstützen? Im Fall meiner Wahl werde ich mir zuerst einen Überblick über den tatsächlichen Stand der verschiedenen Problemstellungen dieser Stadt verschaffen, um diese im Anschluss entsprechend ihrer Priorität abzuarbeiten. Das Thema (Sozio-)Kultur wird mit Sicherheit dazu gehören und an einigen Stellen neu gedacht werden müssen: So brauchen wir Gespräche mit allen Beteiligten (unter anderem z.B. die Ständige Kulturvertretung), um zu sehen, wie die Erfurter Kulturszene weiter mit Leben gefüllt werden kann. Daraus sollte ein neues Kulturkonzept entstehen, dass diesen Namen auch wirklich verdient und in der Folge eine tatsächliche Umsetzung erfährt. Eine finanzielle Beteiligung und/oder Förderung durch die Stadt steht aber auch hier, wie in anderen Bereichen, unter dem Vorbehalt der Machbarkeit. Ich bin jedoch angetreten, um diese Stadt in wirtschaftlicher und damit auch finanzieller Sicht wieder auf solidere Beine zu stellen, was im Umkehrschluss bedeutet, dass wir künftig mehr für die Kultur werden leisten können. Unterstützung muss allerdings nicht immer nur aus Geld bestehen, sondern kann der Abbau von bürokratischen Hindernissen sein. Gerade hier kann von Seiten der Verwaltung noch eine Menge besser getan werden, gerade auch bei der Förderung von selbst finanzierten Kulturinitiativen und -projekten.

3. Welche kulturpolitische Vision haben Sie für Erfurt für die nächsten sechs Jahre? Kultur ist wichtig und Erfurt hat kulturellen »Nachholbedarf«, diese Lücke gilt es zu schließen. Erfurt kann es sich nicht leisten, in seinem Portfolio für Einwohner und Besucher auf den Faktor Kultur zu verzichten. Die Visionen dazu überlasse ich allerdings gern anderen, werde mich an diesem Prozess aber sehr gern aktiv beteiligen. Das bereits erwähnte neue Kulturkonzept wird dazugehören. In einer Zeit, in der sich die Warenangebote in deutschen Städten kaum noch unterscheiden, sind es kulturelle Angebote, die den Unterschied ausmachen werden.

Daniel Stassny, Freie Wähler

1. Welche Veranstaltung der freien Kulturszene haben Sie zuletzt besucht? Als vielseitig Kunst- und Kulturinteressierter habe ich in den letzten Monaten von Sinfoniekonzerten im Theater Erfurt über Improtheater in der Schotte und Franz Mehlhose sowie Lesungen, Märkten und Ausstellungen bis zur Kurztanzwanderung eine Vielzahl von Veranstaltungen unterschiedlicher Akteure besucht. Weiterhin biete ich gemeinsam mit dem HOF-Team auf dem Kunst- und Kulturhof in der Leipziger Straße selbst die Möglichkeit, Kultur zu erleben. Vom bunten Sommerfest über Floh- und Weihnachtsmärkte bis hin zu Auftrittsmöglichkeiten für junge Künstler unterschiedlicher Genre tragen wir so zu einem kulturreichen Erfurt bei. Ich weiß dadurch aber auch genau um die teilweise großen Steine, die auf dem Weg zur Realisierung einer Idee beiseite zu räumen sind.

2. Mit welchen konkreten Maßnahmen wollen Sie, im Falle Ihrer Wahl, die freie (sozio-)kulturelle Szene in Erfurt unterstützen? Kunst und Kultur müssen sich entwickeln und entfalten können. Dies gilt im Besonderen für die freie Szene. Ich werde durch die unbürokratische Behandlung von Anträgen und Genehmigungen Freiräume entstehen lassen. Außerdem muss es möglich sein, kreativ auf Veranstaltungen aufmerksam zu machen, gern auch mit Sprühkreide auf dem Anger. Weiterhin müssen die Kürzungen der letzten Jahre im kulturellen Bereich zurückgenommen werden. Im Gespräch mit Eigentümern von Brach- oder Freiflächen soll es in den nächsten Jahren verstärkt gelingen, Räume für kulturelle Zwischennutzungen zu finden. Wichtig ist mir auch, dass das kulturelle Jahresthema eine feste und verlässliche Größe in Erfurt wird, unabhängig vom städtischen Haushalt.

Sebastian Perdelwitz
Foto: Johannes Glöde

Marko Enke
Foto: Michael Kremer

Prof. Dr. Alexander Thumfart
Foto: Hamish John Appleby

Karola Stange
Foto: DIE LINKE Erfurt

Marion Walsmann
Foto: CDU Erfurt

Daniel Stassny
Foto: PPB

Andreas Bausewein
Foto: SPD Erfurt

3. Welche kulturpolitische Vision haben Sie für Erfurt für die nächsten sechs Jahre? Erfurt ist in sechs Jahren eine Stadt, in der alle Akteure gemeinsam statt gegeneinander dazu beitragen, dass unsere Stadt bunt, weltoffen, kreativ und vor allem reich an Kultur jeglicher Couleur ist. Nach 2018 hat auch 2020 und 2022 ein kulturelles Jahresthema das Stadtleben bereichert. Das Sterben von kulturellen Einrichtungen hat ein Ende, im Gegenteil, durch gezielte Förderung und Unterstützung entstehen in den Stadtteilen aber auch in den Ortsteilen kleine kulturelle Oasen.

Prof. Dr. Alexander Thumfart, Bündnis 90/Die Grünen

1. Welche Veranstaltung der freien Kulturszene haben Sie zuletzt besucht? Neben den Veranstaltungen der »Preview Vol. 3« im Schauspielhaus (bei der ich etwas mitgeholfen habe) war ich beim Urban Jazz im Franz Mehlhose. Die englische Band Yussef Dayes war Klasse.

2. Mit welchen konkreten Maßnahmen wollen Sie, im Falle Ihrer Wahl, die freie (sozio-)kulturelle Szene in Erfurt unterstützen? Es geht los mit Geld. Den Etat für kulturelle Projektförderung will ich mindestens verdoppeln. Je mehr, desto besser. Dann geht es um Räume bzw. Flächen: Die zuständige Verwaltung will ich auf größtmögliche Unterstützung, Hilfe, Förderung ausrichten – nicht nur bei konkreten Veranstaltungen (z.B. koCOLORes), sondern auch bei Finanzierung und vielleicht Kauf/Pacht von Gebäuden. Mehr Flächen für Graffiti will ich realisieren. Und endlich einen größeren Etat für Kunst im öffentlichen Raum. Das kulturelle Jahresthema soll ein Schwerpunkt sein und entsprechend finanziell ausgestattet werden. Dann geht es um Kontakt und Kommunikation: regelmäßige Treffen mit Akteuren, etwa der »Ständigen Kulturvertretung« und der Verwaltung, um Schwierigkeiten zu diskutieren und zu klären. Das Ideelle: Ich will für Anerkennung und Akzeptanz der freien Szene werben, wo immer ich sinnvoll und hilfreich sein kann. Nachhaltige Politik heißt für mich auch: »Kultur flaniert« und die engagierte Arbeit der Kulturauminitiative.

3. Welche kulturpolitische Vision haben Sie für Erfurt für die nächsten sechs Jahre? Jegliche Form von Kultur soll sichtbar, zugänglich, einladend und auskömmlich sein. Gerade auch durch die freie Szene verfügt Erfurt über eine Qualität, die anzieht, bereichert und die Stadt lebendig macht. Das hat auch eine wirtschaftliche Seite: Kultur- und Kreativwirtschaft sind ökonomische Faktoren, die ich ansiedeln will. Aber auch die Breitenkultur ist wichtig neben den Theatern und Museen. Ich will kein Geschichtsportal im Krönbacken. Die einzelnen Häuser sollen gestärkt werden. Wichtig ist mir, eher mehr als noch weniger Räume für zeitgenössische Kunst anzubieten. Und den Etat zum Ankauf von Kunst mehr als deutlich erhöhen. Das Angermuseum will ich mit Café, Büchershop und Bar im Innenhof ausstatten. Ich möchte mindestens zwei Museumspädagog*innen. Und mit den Hochschulen sollen all diese Institutionen enger zusammenarbeiten. Kultur ist auch Experiment, Provokation, mehr oder weniger organisierte Abweichung. Dieser Mut braucht kommunikative Unterstützung. Die will ich geben.

Karola Stange, DIE LINKE

1. Welche Veranstaltung der freien Kulturszene haben Sie zuletzt besucht? Puppentheater Waidspeicher – Künstler*innen treffen ihre Abgeordneten, Kreativmarkt im Heizhaus, die aktuelle Ausstellung im Kunsthaus mit Beteiligung von Erfurter Künstlern. Ich würde gern mehr Angebote besuchen, habe aber durch meinen Job viel zu wenig Gelegenheit dazu.

2. Mit welchen konkreten Maßnahmen wollen Sie, im Falle Ihrer Wahl, die freie (sozio-)kulturelle Szene in Erfurt unterstützen? Im Zentrum steht für mich erst mal das Erfurter Kulturkonzept. Die darin formulierte Gestaltung hin zu einer »kulturfreundlichen« Verwaltung zum Beispiel, wird in jedem Fall weit oben stehen. Zum anderen denke ich bei konkreten Maßnahmen an die Verbesserung möglicher lang-, mittel- und kurzfristiger Zwischennutzungen für kulturelle Zwecke. Hier steht die Stadt vor der Aufgabe, dies einfacher und transparenter zu gestalten. Es sollte ein Dialog initiiert werden, bei welchem wir über die Sperrstunde reden. Eine attraktive Innenstadt lebt, wenn sich Menschen in ihr bewegen und Veranstaltungen stattfinden. Hier müssen wir als Stadt Lösungen anregen. Und natürlich spielt auch Geld eine Rolle, wie der Zwischenbericht zum Kulturkonzept feststellt, müssen Kulturfördermittel bereitgestellt werden bzw. müssen wir über eine den Lebenswirklichkeiten angemessene Verteilung sprechen. Alles in allem also die bereits im Kulturkonzept angeregten Ideen verfolgen, transparentere Verfahren zwischen Politik, Verwaltung und Kultur ermöglichen und über die Verteilung der leider knappen Gelder sprechen.

3. Welche kulturpolitische Vision haben Sie für Erfurt für die nächsten sechs Jahre? Ich bin da eher pragmatisch und sehe für Erfurt Herausforderungen. Wir brauchen in Erfurt eine kulturelle Szene, die die Breite und Qualität sowohl für den Bereich Tourismus, aber eben auch für die Erfurterinnen und Erfurter im hoch-, breiten- sowie soziokulturellen Bereich abbildet. Für mich stehen Synergien im Mittelpunkt. Diese gilt es zu finden, indem wir bereits etablierte und geförderte Einrichtungen und Projekte mit Innovator*innen zusammenbringen, um ein Erfurt für alle sichtbar und erlebbar zu machen.

Marion Walsmann, CDU

1. Welche Veranstaltung der freien Kulturszene haben Sie zuletzt besucht? Kultur in Schubladen zu stecken finde ich nicht richtig – weder nach Genres noch zur Unterscheidung nach »freier Kulturszene« und vermeintlich etablierter Kulturszene. Meine letzte Veranstaltung war die Lange Nacht des Klezmer – ein wirkliches Erlebnis, das ich gerne weiterempfehle.

2. Mit welchen konkreten Maßnahmen wollen Sie, im Falle Ihrer Wahl, die freie (sozio-)kulturelle Szene in Erfurt unterstützen? Kunst und Kultur braucht zuerst eine kulturvolle und schöpferische Atmosphäre. Hiervon ist in den letzten Jahren in Erfurt sehr viel zerstört worden – ein riesiges Feld an Reparaturaufgaben und für Neues. Zudem benötigen wir den Austausch und die Reibung zwischen den Künstlern selber und zu den Bürgern.

Und dann möchte ich das Wort »frei« auch in seinem doppelten Wortsinn ernstnehmen. Dies bedeutet, überall dort zu fördern, wo es die freie Entfaltung der freien Kulturszene erfordert. Fördern ist dabei sehr viel mehr als Fördermittel auszureichen. Fördern bedeutet, sich nicht festzulegen auf sechs Jahre, sondern wach und offen gegenüber dem Augenblick zu sein – zuerst sicher im Sinne der Entwicklung notwendiger Infrastruktur. Kunst und Kultur braucht Räume und Medien sie zu schöpfen und braucht Räume, Gelegenheiten und ein aufgeschlossenes Publikum, sie zu zeigen. Ein weiterer Schwerpunkt wird die Verwaltung selber sein – viel zu oft ist sie mehr Bremse als Motor für die Kulturszene. Hier muss ein neues modernes Bewusstein für den allumfassenden Willen zur wirklichen Förderung entwickelt werden. Verwaltungswillkür werde ich nicht dulden. Ein Stadtoberhaupt sollte dabei ein ehrliches Interesse haben und für Verständnis für die Belange der Kulturschaffenden werben. Schließlich braucht es auch die Unterstützung mit finanziellen Mitteln. Das darf sich aber nicht allein auf Haushaltsmittel stützen. Wir müssen auch neue, innovative Formen der finanziellen Förderung in den Blick nehmen, die sich auf viele Schultern verteilt.

3. Welche kulturpolitische Vision haben Sie für Erfurt für die nächsten sechs Jahre? Einiges von dieser Frage steht nun schon im zweiten Punkt, weil eben Visionen für die Kultur nicht scheibchenweise zu haben sind, sondern alle Bestandteile der Kultur im Blickfeld sein müssen. Von daher sollen zuerst die gravierenden Denk- und Handlungsfehler des Kulturkonzeptes ausgemerzt werden, um eben zu der oben beschriebenen schöpferischen Atmosphäre zu kommen, die eine meiner obersten Visionen ist. Eine weitere ist, dass wir die Themen für Kunst und Kultur wieder viel mehr aus unserer Stadt schöpfen und mit der Stadt verknüpfen. Meine Vision ist, dass jeder Erfurter Anteil nimmt an der Kultur seiner Stadt, sei es als Initiator oder als Rezipient.

Andreas Bausewein, SPD

1. Welche Veranstaltung der freien Kulturszene haben Sie zuletzt besucht? In den vergangenen Wochen war ich mehrere Male im Zughafen zu Gast. Wo lässt es sich besser über dessen Zukunft reden, als direkt vor Ort?

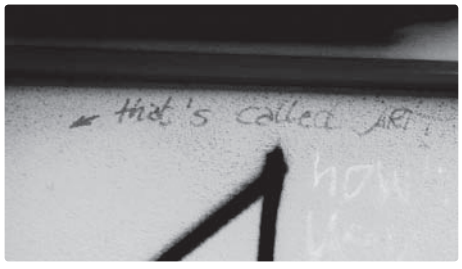
2. Mit welchen konkreten Maßnahmen wollen Sie, im Falle Ihrer Wahl, die freie (sozio-)kulturelle Szene in Erfurt unterstützen? Erfurt ist nicht nur das politische Zentrum Thüringens, sondern auch das kulturelle Zentrum. Neben der Hochkultur bieten wir eine Menge an Breiten-, Szene- und Subkultur für jedes Alter und jedes Interesse. Die finanzielle Unterstützung aller Projekte ist nicht immer möglich.

Deshalb leistet die Stadt mit dem Erhalt des Zughafens einen besonderen Beitrag. In den nächsten Jahren kann sich dort – mitten in der neuen ICE-City – in einem geschützten Raum die Erfurter Kreativwirtschaft, freie Kulturszene und viele weitere Protagonisten weiterentwickeln. Auch der Verkauf des alten Schauspielhauses an neue, motivierte Eigentümer ist ein Schritt, den wir guten Gewissens getan haben.

Die Ideen und Pläne für die beiden Objekte sind fast grenzenlos. Deshalb ist es vor allem Aufgabe der Vereine und Träger genau zu prüfen, was sie zukünftig aus den einmaligen Gelegenheiten machen wollen. Ich bin aber davon überzeugt, dass der Zughafen und auch das alte Schauspielhaus ausreichend Potential haben, um sich zu Ankerpunkten der sozio-kulturellen Szene zu entwickeln.

3. Welche kulturpolitische Vision haben Sie für Erfurt für die nächsten sechs Jahre? Zuallererst gilt der Grundsatz, dass wir als Stadt bereit sind Platz und Raum für die Szene in Erfurt und seinen Ortsteilen zu sichern, aber die eigentliche Entwicklung der Szene hängt immer noch von der Szene selbst ab. Ich stehe auch zukünftig dazu, dass wir alle Konzepte offen und unvoreingenommen prüfen, die uns vorgelegt werden. Gemeinsam mit den Beteiligten können wir dann nach Unterstützungsmöglichkeiten suchen. Wir wollen außerdem Zwischennutzungskonzepte auf Brachen oder in leerstehenden Immobilien weiter fördern und stärken.

Abschließend will ich nochmal betonen, dass ich bereit bin, die Interessen der Kulturschaffenden gegen Interessen so mancher Investoren zu verteidigen, damit die kulturpolitischen Visionen in Erfurt auch Realität werden können.



Was erzählt die Stadt?

Das Motiv des Flaneurs ist in der Literatur kein unverbreitetes. Auch ein Fach wie Promenadologie, also die Lehre des Spazierengehens und soziologischen Beobachtens, lässt sich mittlerweile im deutschsprachigen Raum sogar an Hochschulen studieren. Um ganz situationistisch und mit offenem Blick durch die Welt zu gehen, braucht es allerdings bei Weitem keinen akademischen Abschluss. Schon ein kurzes Innehalten an der nächsten Kreuzung kann genügen

»Du bist nicht schön, Du siehst nur so aus!«, meinte einst ein in roten Großbuchstaben hingeschmiertes Statement nahe des Erfurter Wenigemarkts. Dieses Konglomerat aus einem Vergleich äußerer und innerer Ästhetik lässt den geneigten Passanten an mindestens eine Person aus dem privaten oder beruflichen Umfeld denken, auf die genau dies zutrifft. Zustimmung macht sich breit, vielleicht sogar Gehässigkeit. Der Autor des beschuldigend anmutenden Spruchs bleibt verborgen. Allein der Inhalt zählt. Was kann eine Stadt also erzählen, wenn man sich die Zeit nimmt, ihre so veränderliche Schale zu lesen?

Geht man mit offenen Augen durch die Straßen und Gassen, trifft man automatisch auf kleine und große Texte. Mal ganz aufmerksamkeitsheischend, mal nahezu bescheiden und versteckt. Oft auf Augenhöhe, selten auch auf Sitzhöhe im unteren Drittel von Wänden, Pfosten und Pfeilern.

Wie aber kann man die Masse an Schrift, die sich täglich spontan gleichermaßen summiert und ausradiert (wird) nun aber deuten? Lassen sich semantische Gemeinsamkeiten entdecken? Ergeben sie das oft beschriebene und so verheißungsvolle »Große und Ganze«? Wie lassen sich die bedeutungsvollen Fetzen zusammenfügen, und müssen sie das überhaupt?

Sammelt der Liebhaber der unscheinbaren Stilblüten einige Eindrücke, kann er zumindest verschiedene Kategorisierungen vornehmen.

Neben oft zu findenden Ausdrücken sportbasierter Antipathie, wie bei »Alle gegen Zeiss«-Graffitis an Telefonzellen, Stromkästen in der Innenstadt oder in Stadionnähe sind es vor allem appelative Formen, die zu überwiegen scheinen.

Die Aufforderung »Denk« prangt beispielsweise in immer gleicher Handschrift in gleich mehreren Stadtvierteln Erfurts. Auch der Vorsatz »Öfter mal die Zähne zeigen« oder der Aufruf »smash capitalism« appellieren an den menschlichen Geist und fordern zum direkten Handeln, oder eben Umdenken auf. Mit »weniger spieszig, mehr Abenteuer« versteckt sich auch an einem unscheinbaren Papierkorb an der Krämerbrücke eine Botschaft, die nicht nur für sehenswürdigkeitenverrückten Touristen interessant sein kann.

Außerdem sind auch gut gemeinte Hinweise und Erklärungen zu erhaschen. Wenn der Flaneur auf großflächig angebrachte Wandmalereien trifft, kann es gut sein, dass irgendwo ein kleiner Pfeil auf das Kunstwerk zeigt und mit »that's called art« gleich mal manifestiert, was man da eigentlich gerade zu betrachten die Ehre hat.

Und da sich Kommentare nicht nur in sozialen Netzwerken großer Beliebtheit erfreuen, kommt man auch beim Stadtspaziergang an diesen anonymen Botschaften nicht vorbei. Da wird dann einem »Sie finden uns auch auf Facebook« in einem Schaufenster der Marktstraße schnell mal ein empörtes »nicht gefunden!« entgegengesetzt. Ähnlich drängend ging es wohl auch einigen Kunst- und

Musikstudenten der Universität Erfurt, die dem mahnenden Schild, man möge die Tür bitte geschlossen halten, noch ein nachdrückliches und Ärger ausstrahlendes »es ist zu kalt!!!« hinzufügten.

Auch Signaturen in Form von Unterschriften oder in der Graffiti-Szene bekannten »Tags« sind selbstredend als Zeichen hinterlassen, dass derjenige diesen Ort mit seiner Anwesenheit beehrt hat. Neben dem wohl etwas bekannteren Künstler »Peng«, der rund um das Boyneburgufer und die Stauffenbergallee signiert und Figuren malt taucht hier vor allem seine Anhängerin »Lina« auf, die sich auch gleich eines ähnlichen Stils bedient.

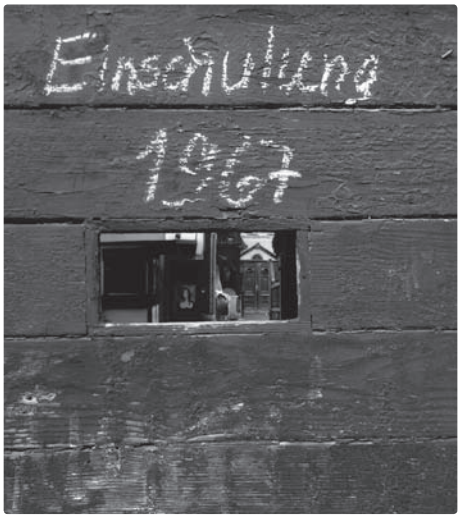
Bleibt ein wenig definierbarer Rest aus anekdotischen Varianten, wie das »uni[n] formiert« – Wortspiel an Laternenmasten am Fischmarkt, das mit seinen silbernen Lettern zur Doppelbedeutung nachzudenken anregt.

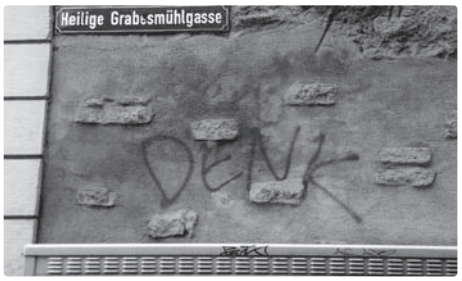
Welche Bedeutung das in Kreide und mittelmäßiger Sonntagsnachmittagsausgehschrift geschriebene »Einschulung 1967« in der Meienbergstraße trägt, gehört zu den Fragen, die sich wohl am besten mit einem »einfach so« beantworten lassen, wenn sie denn unbedingt müssen.

Der Mehrwert von kleinen Texten im Stadtbild generiert nicht zuletzt auch durch die dem Ganzen beiwohnende Spontaneität. Schließlich haben die Wenigsten jemals mit eigenen Augen gesehen, wie so ein Graffito seinen Weg an die gesichtete Stelle findet. Im ein oder anderen mögen dabei Vorstellungen von nächtlichem Luftmachen der Gedanken und Emotionen des Augenblicks kreisen. Was hier zählt, ist die Momentaufnahme eines ganz konkreten Zeitpunkts, der uns, als vielleicht naturgemäß etwas voyeuristisch veranlagten Rezipienten wohl niemals offenbart werden wird und über den wir nachdenken und rätseln können.

Ampeln, Pfeiler, Stromkästen und Straßenlaternen werden von mitteilungsbedürftigen Passanten augenscheinlich am häufigsten als prominente Schreibunterlage genutzt. Die klassische Häuserwand oder gar eine Straßenbahn, an denen sich die klischeebehafteten Graffiti zu Beginn ihres Aufkommens in den Großstädten etablierten, sind heute größtenteils frei von jeglicher Schrift.

Hier zeigt sich bereits ein wichtiger Faktor – die beschriftete Stadt teilt sich in gern gesehene einerseits und nur mit Naserümpfen geduldete öffentliche Schrift. Gern gesehen sind natürlich anpreisende Werbetafeln oder plakatierte Infoblätter über die nächsten Bauarbeiten. Was dahingegen einen von vielen Reizen der mit Hand angebrachten Textstücke ausmacht, ist ihr Austreten aus dem gegebenen Rahmen. Warum sollte ein Ampelpfeiler auch mehr sein, als ein Ampelpfeiler? Weil der Stadtgänger sein erzwungenes Warten in der zügig voranschreitenden Gesellschaft auch intellektuell konsumierend verbringen kann. Oder sogar soll? /// **Kathleen Kröger**





Fotos: Kathleen Kröger

Euer BOOM? Unser BÄÄM!
Auf zur ersten Thüringer Mietparade!

Nach dem Ende von Faschings- und auch Fastenzeit bereitet sich Thüringen auf die Wahlen von (Ober-)Bürgermeisterinnen und -meistern vor. Um diese nicht zur Narretei mit Worthülsen und Lächel-Plakaten verkommen zu lassen, versucht das Bündnis »Erfurt für Alle!« ein nicht nur Erfurter Thema zu platzieren und veranstaltet am 7. April die Erste Thüringer Mietparade

Egal, ob vor Narren jemand flieht oder sich diese selbst vom Ort des Geschehens entfernen, zumeist endet der Rückzug in einer Wohnung. Wem Glück und Reichtum beschieden sind, kann eine Wohnung oder Haus sein Eigen nennen. Alle anderen müssen Miete zahlen! Doch immer weniger Menschen können sich das leisten. Da jedoch kaum jemand auf ein Dach über dem Kopf verzichten möchte, wird deshalb häufig an anderen Stellen gespart – nicht selten bei der Wahrnehmung kultureller Angebote, der Teilhabe am öffentlichen Leben oder gar am Essen.

Auch soziokulturelle Akteure sind auf günstige Mieten bei Ausstellungen und Ateliers, Werk- oder Spielstätten angewiesen.

Doch in Erfurt, Weimar, Jena und auch anderswo in Thüringen wird es immer schwieriger, solche Räume zu mieten. So dürften mittlerweile viele Menschen der Aussage »Meine Miete ist zu teuer!« zustimmen, die auf den grünen Aufklebern des Bündnisses »Erfurt für Alle!« prangt.

Der Immobilien-**BOOM** führt zu Mieterhöhungen, Verdrängung alteingesessener Mieter*innen und Problemen für Zuziehende, eine Bleibe zu finden. Der Grund dafür sind weder Geflüchtete, die endlich eine dauerhafte und sichere Privatheit suchen, noch Studierende oder ältere Menschen, die sich ein Leben mit Kultur und Freizeitangeboten in erreichbarer Entfernung wünschen.

Ursache ist vielmehr ein Immobilienmarkt, der nach kapitalistischer Logik funktioniert, auf dem es um maximale Profite geht. Aber auch eine Politik, die das Grundbedürfnis des Wohnens einem Markt überlässt, sich selbst immer mehr von diesem Markt zurückzieht und Möglichkeiten der Steuerung und Einflussnahme ungenutzt lässt. Wer eine Stadt wie eine GmbH verwaltet, schick macht für Tagungen, Tourismusbusse und Unternehmen und nur nach kurzfristigen Einnahmen für Prestigeprojekte strebt, vergisst diejenigen, um die es eigentlich geht – die Menschen, die in der Stadt leben (wollen) und die sie prägen!

Vermarktung und Ausverkauf sind keine Lösungen, sondern hinterlassen nur rote Teppiche für Investments, gesäuberte Konsummeilen und Puppenstuben in Echtgröße! Die dazu passende Frage findet sich inzwischen an vielen Stellen in Erfurt auf kleinen orangen Aufklebern: »Wem gehört die Stadt?« Die Antwort darauf scheint einfach (»Allen!«), ist jedoch komplizierter als gedacht. Denn während die einen mit Geld sowie gesellschaftlichem und kulturellem Kapital ihre Interessen einbringen und durchsetzen können, sind andere schlecht aufgestellt. Dabei geht es nicht nur um das Recht auf Wohnraum in angemessener Größe und ansprechender Qualität, sondern auch um Lage, Umfeld, Nachbarschaften und Nutzungsmöglichkeiten – kurz um das »Recht auf Stadt«.

Dieses Recht auch für marginalisierte Menschen ohne die benannten Kapitalien durchzusetzen, erfordert Unterstützung von Politik und Verwaltung und entsprechendes Handeln! An Möglichkeiten ist da so einiges denkbar. Als erstes müssten die Kommunen aufhören, Grundstücke und Immobilien zu versilbern. So verlockend das bei den derzeitigen Preisen auf dem Markt erscheint, nimmt es doch wichtige Gestaltungsspielräume und direkte Eingriffsmöglichkeiten. Doch sogar finanziell könnte sich eine Grundstücksvergabe in Erbbaupacht langfristig für die Kommunen lohnen, weil über einen langen bekannten Zeitraum – 50, 60 oder gar 99 Jahre sind durchaus üblich – kontinuierlich Geld in die Kasse kommt und der Gesamtbetrag sogar höher sein kann als ein Verkauf zum derzeitigen Höchstpreis. Gleichzeitig ist es möglich, im Rahmen einer Vergaberichtlinie Kriterien zu definieren, die sich an sozialen Gesichtspunkten wie Miethöhe, soziale Zusammensetzung der Mietparteien oder öffentliche Nutzungsmöglichkeiten orientieren. Diese könnten dann über die gesamte Laufzeit des Vertrages festgeschrieben werden und nicht nur für 15–30 Jahre, wie es beim klassischen sozialen Wohnungsbau üblich ist.

Vermutlich hätten an solchen Objekten dann weniger die üblichen renditeorientierten ›Projektgesellschaften‹ und ›Immobilienentwickler‹ ein Interesse. Dafür bekämen Genossenschaften und Wohnprojekte, in denen sich Mieterinnen und Mieter zusammenschließen, um die Geschicke der Häuser selbst in die Hand zu nehmen und zu gestalten, eine Chance. Erfahrungen mit derlei Vergaberichtlinien und dementsprechenden Konzeptvergaben sind

in Städten wie Hamburg oder Leipzig bekannt und auch Weimar geht damit erste zaghafte Schritte. Auch wenn dabei sicher nicht alles perfekt läuft, so sind es doch Versuche, die alten Pfade mal zu verlassen und Neues zu wagen.

Die Problemlage ist in den betroffenen Städten zumeist bekannt und zumindest in Erfurt gibt es im Stadtrat Initiativen und Beschlüsse, die soziale Wohnungspolitik thematisieren und eine Vergaberichtlinie auf den Weg bringen sollen. Bei der konkreten Praxis der Vergabe von Grundstücken und Immobilien sowie der Entwicklung einer Vergaberichtlinie scheint der Handlungswille vor allem in der Verwaltung dann aber nicht sehr ausgeprägt zu sein. Zumindest harren entsprechende Aufträge aus dem Stadtrat einer öffentlichen Vorlage und kreisen stattdessen durch Abteilungen und Zuständigkeiten.

Übrigens bewegt sich auch die Kultur- und Kreativszene bei der Vermarktung von Immobilien und Stadt wie auch bei der Gentrifizierung nicht zielstrebig und dauerhaft auf der Seite der »Guten«. Unter anderem das Beispiel Leipzig (›Hyped sich‹) zeigt, wie eine Stadt attraktiv und interessant werden kann, was Preise und Verdrängungswettbewerb anstachelt. Auch in Erfurt halfen Zwischennutzungen in leerstehenden Geschäften und Wächterhäuser dabei, den Wert von Substanz zu erhalten, bis die Vermarktung wieder lukrativ wurde und der Nutzungsvertrag »leider« nicht verlängert werden konnte. Oder ganz auf die Spitze getrieben beim Konglomerat aus WirGarten und WirQuartier, wo eine kulturelle Spielwiese genutzt wird, um einen Platz mit einem hippen Image zu versehen und das – und wenn möglich auch die Preise – dann »in die Höhe zu bauen«. Nebenbei haben die Zeiten mit lautstarker Anwesenheit von vielen Menschen dann praktischerweise bestimmt dafür gesorgt, dass sich jegliches schützenswertes Getier von der ehemaligen Brache entfernt hat und somit auch die Umweltschützer das Projekt nicht mehr gefährden können.

Doch sei nochmal vor schnellen Schuldzuweisungen an Einzelne gewarnt, so trickreich und uncool das Kalkül auch sein mag. Eine Närrin und wohl weniger erfolgreich ist, wer solche Gelegenheit nicht nutzt. Im Kapitalismus ist das Prinzip der Profitmaximierung nun mal obligatorisch. Daher auch die treffende Forderung »Keine Profite mit meiner Miete« auf den blauen Aufklebern von »Erfurt für Alle!«

Dem entgegen setzen die Organisatorinnen und Organisatoren der Mietparade vom Bündnis »Erfurt für Alle!« ein lautes **BÄÄM**, mit dem sie auf diese Missstände hinweisen und sich die Freiheit und das Recht auf Stadt nehmen. Da eigentlich die meisten Menschen von den Schwierigkeiten betroffen oder zumindest bedroht sein dürften, sollten sich viele in den Forderungen wiederfinden. Von daher ist zu wünschen, dass am 7. April um 14 Uhr der Willy-Brandt-Platz (Bahnhofsvorplatz) in Erfurt voll ist und die Erste Thüringer Mietparade eine laute, vielfältige und bunte Manifestation wird, zu deren Anliegen sich Politik und Verwaltung dann verhalten und äußern müssen. /// **Uwe Flurschütz**

Foto: Erfurt für Alle

Das Schauspielhaus zum Leuchten bringen

Das KulturQuartier startet ins fünfte Jahr und freut sich über kreative Köpfe und Ideen

Im letzten Jahr lud der Verein KulturQuartier Erfurt zum »Sommer in rosé« zum Schaupielhaus im Klostergang. Auch wenn es viele gute Musikacts, Improtheater, Live-Radiosendungen und anderes mehr gab, war das Ansinnen dieser Aktionen Werbung für das KulturQuartier zu machen, um weitere Unterstützer zu gewinnen. Denn erklärtes Ziel des KulturQuartiers ist es, das ehemalige Schauspielhaus zu kaufen, zu sanieren und zu einem Ort der Kultur und Kreativwirtschaft inmitten Erfurts zu entwickeln.

Das Ziel 1000x1000 wurde ausgerufen – es sollen 1.000 Menschen begeistert werden, 1.000 Euro in die Genossenschaft KulturQuartier Schauspielhaus zu investieren, welche das Haus kaufen und entwickeln soll. Parallel wurde hinter den Kulissen an einem Nutzungs- und Finanzierungskonzept gearbeitet – welches offensichtlich überzeugte. Denn im September erhielten der Verein und die Genossenschaft das Okay vom Erfurter Stadtrat für ihr Vorhaben – den Kauf des Schauspielhauses.

Seitdem wurde weiter um Genossenschaftsmitglieder geworben. Aktuell haben 318 Personen Genossenschaftsanteile in Höhe von 349.500 Euro gezeichnet. Das ist gut. Sehr gut sogar. Aber für den Kauf und die Sanierung des Hauses ist es noch nicht gut genug. Denn, wie gesagt, 1 Millionen Euro Eigenkapital sind das Ziel, das es so schnell als möglich zu erreichen gilt.

Aus diesem Grund trafen sich die Vorstände des Vereins und der Genossenschaft sowie engagierte Freunde und Förderer im Februar zu einer Klausurtagung in Reinsfeld. Die Strukturen des KulturQuartiers wurden unter die Lupe genommen, Handlungsfelder und Maßnahme eruiert und Arbeitsgruppen gegründet, um Möglichkeiten der Partizipation zu generieren und die Arbeit auf mehrere Schultern zu verteilen.

Die Arbeitsgruppen beschäftigen sich mit ganz unterschiedlichen Bereichen: Es gibt eine AG Akquise (neuer Genossenschaftsmitglieder) und Öffentlichkeitsarbeit, eine zweite AG widmet sich dem weiten Feld der Veranstaltungen – vom Sommer in rosé über die vierte Auflage der Preview bis hin zu Veranstaltungen im Haus sowie Kooperationen im Rahmen der Fête de la musique, der Denkmaltage und anderes mehr. Die dritte AG hat sich den Themenkomplex IT und Datenverarbeitung auf die Fahnen geschrieben. Eine weitere Gruppe konzentriert sich auf Finanzen und Fördermittel. Nummer fünf beschäftigt sich mit dem Kauf des Hauses, die Sechste mit den anstehenden Umbauarbeiten des Hauses und Gruppe Nummer sieben mit der Struktur und dem Selbstbild des KulturQuartiers sowie internen Prozessen.

Erste Treffen der Arbeitsgruppen fanden bereits statt. Aber es ist noch nicht zu spät, sich aktiv einzubringen. Verein und Genossenschaft freuen sich, weitere interessierte Mitstreiter zu gewinnen, die ihre Kompetenzen und kreativen Ideen in den AGs gewinnbringend einbringen.

Was sind die wichtigsten Vorhaben dieses Jahres? An erster Stelle steht ganz klar die Umsetzung des Stadtratsbeschlusses und der Kauf des Hauses. Dafür braucht es weitere Genossenschaftsmitglieder, weswegen der Akquise neuer Genossenschaftsmitglieder in diesem Jahr eine zentrale Bedeutung zukommt. Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Nutzbarmachung des Hauses, insbesondere der Villa Ressource. Denn die Villa – das ist der Plan – soll ab Frühsommer das Angebot rund um die Kulturcontainer erweitern und als neuer Kulturort neue Perspektiven eröffnen.

Wichtig sind zweifelsohne auch die Veranstaltungen, die in und vor den Containern, auf der Freifläche, in der Villa Ressource und zu besonderen Anlässen auch in anderen Bereichen des Hauses stattfinden sollen. So gab es von der Stadtverwaltung im Rahmen des kulturellen Jahresthemas Fördermittel für die Entwicklung eines Rundgangs durch das Haus. Im Rahmen der Preview soll auch der große Saal wieder geöffnet werden.

Einen Termin für die »Preview Vol. IX« gibt es auch schon: Sie findet vom 15. bis 24. Juni statt. Vorzumerken ist auch der 28. April, an diesem Tag soll die erste Ausstellung in den Stadtraumboxen eröffnet und damit das Veranstaltungsjahr eingeleutet werden. Um 19:00 Uhr liest Nora Gomringer unter dem Titel »Ich bin doch nicht hier, um Sie zu amüsieren« Gedichte und Sprechtexte. Welche Veranstaltungen es an den Wochenenden dieses Jahres konkret geben wird und wie die Öffnungszeiten aussehen, ist aktuell noch in der Planung. Fest steht aber, dass sich die Gäste wieder auf ein abwechslungsreiches Programm freuen können.

Wer jetzt Lust bekommen hat, sich im KulturQuartier mit eigenen Ideen einzubringen, meldet sich über info@kulturquartier-erfurt.de, aktuelle Informationen gibt es auf der Website und auf Facebook. /// **Ronja Busch**

kulturquartier-erfurt.de

Zeit für Mitbestimmung und Kontrolle

Wann, wenn nicht jetzt: Der Fanrat Rot-Weiß Erfurt gibt sich neue Struktur und will die Neuausrichtung des Clubs mitgestalten. Wer mitmachen möchte, ist jederzeit willkommen

Den Fanrat als losen Zusammenschluss von einigen RWE-Fans gibt es bereits seit einigen Jahren. Unter anderem gelang es dem Fanrat, trotz einiger anfänglicher Widerstände seitens des FC Rot-Weiß und zusammen mit dem Fanprojekt und Spirit of Football, die Steigerwald-Fankids zu etablieren.

Mitten in der medialen Schlammschlacht im vergangenen Herbst zwischen neuem und alten Präsidenten, zwischen Kandidaten für den Aufsichtsrat der einen Liste gegen die der anderen Liste, rauften sich Vertreter mehrerer Fangruppierungen und Initiativen zusammen und sprachen erstmals in großer Runde miteinander. Es wurde klar, dass es einen funktionierenden Dachverband aller Fanclubs, Gruppierungen und Einzelfans geben muss, um in den Verein FC Rot-Weiß hinein zu wirken. Ergebnis war, dass dem Fanrat neues Leben eingehaucht wurde, die Basis sich deutlich vergrößerte und er sich am 12. Januar 2018 eine feste Struktur gab und er nun als eingetragener Verein existiert: der Fanrat Rot-Weiß Erfurt e.V.

Demokratisierung, Partizipation und Kontrolle

Ziel der Vereinsgründung des Fanrat Rot-Weiß Erfurt e.V. ist unter anderem die konsequente Demokratisierung des FC Rot-Weiß Erfurt e.V. und die damit verbundene Akzentuierung der Mitgliederversammlung als höchstes Organ des Vereins. Dazu muss jedoch die Satzung geändert werden, und genau an diesem Punkt arbeitet der Fanrat seit einigen Wochen intensiv. Der von einem Fanratsmitglied eingebrachte Antrag auf der RWE-Mitgliederversammlung Ende Januar zur zeitnahen Einberufung einer Satzungskommission durch das Präsidium wurde annähernd einstimmig beschlossen. Seit dem 20. März hat die Satzungskommission nun ihre Arbeit aufgenommen und wird bis Ende April konkrete Vorschläge für Satzungsänderungen erarbeiten. Ziele des Fanrats sind eine bessere Kontrolle und Zusammenarbeit der Gremien untereinander, eine Stärkung der Mitgliederversammlung als höchstes Organ des Vereins und damit eine Demokratisierung und Revitalisierung des Vereinslebens.

Daneben geht es dem Fanrat aber auch um die feste Etablierung der Fanbelange beim FC Rot-Weiß Erfurt, denn daran hat es in den letzten Jahren deutlich gemangelt. Durch eine möglichst breite Basis und Akzeptanz in der Fanszene möchte der Fanrat erreichen, Sprachrohr in den Verein, aber auch ein kompetenter Ansprechpartner für die Verantwortlichen von Rot-Weiß Erfurt zu sein. Der Fanrat soll zum einen die Kontrolle der Vereinsgremien mit eigenen Vertretern im neuen Aufsichtsrat unterstützen, andererseits aber auch die operative Arbeit und somit das Tagesgeschäft durch ehrenamtliches Engagement begleiten.

Konkretes Engagement

Die konkrete inhaltliche Arbeit findet in den Arbeitsgruppen statt, die auf verschiedenen Themenfeldern unterwegs sind, so u. a. Tradition, Familienfreundlichkeit, Image und Öffentlichkeitsarbeit. Aktuell arbeiten vor allem die AG Satzung, die AG Neustart und die AG Podiumsdiskussion (am 28. März hat eine Podiumsdiskussion der Oberbürgermeisterkandidat*innen zum Thema »Die Stadt Erfurt und der FC Rot-Weiß« stattgefunden, die vom Fanrat organisiert wurde). Eine aktive Unterstützung des Nachwuchses steht beim Fanrat an oberster Stelle, kann doch der derzeit klamme Verein nicht aus dem Vollen schöpfen und wird auch zukünftig vor allem auf die eigene Jugend und eine gute Ausbildung des Nachwuchses bauen müssen.

Mitglied werden!

Alle Unterstützer und Sympathisanten des FC Rot-Weiß Erfurt sind aufgerufen, sich einzubringen, ob aktiv oder passiv. Es geht darum, die öffentliche Wahrnehmung des Vereins durch nachhaltige Konzepte und Aktionen vor allem auch in der Stadt Erfurt, aber nicht nur dort, wieder positiv zu besetzen. Mitglied im Fanrat kann jeder werden, der diese Ziele unterstützt, das geht natürlich auch über eine passive Mitgliedschaft. Der Mitgliedsbeitrag beträgt übrigens 19,66 Euro pro Jahr. Wer Interesse an einer Mitgliedschaft hat, ob aktiv mitarbeitend oder passiv als einfacher, aber stimmberechtigter Beitragszahler, der melde sich am besten per E-Mail unter info@fanrat-erfurt.de.
/// **Michael Kummer (Sprecher Fanrat Rot-Weiß Erfurt e.V.)**

FANRAT Rot-Weiß Erfurt

fanrat-erfurt.de

Erfurt muss sicherer werden. Dies geht nur mit mehr Überwachung, weiß auch die Bürgermeisterinkandidatin Marion Walsmann. Eine starke, effektive städtische Polizei muss her. Doch in den engen Gassen der Erfurter Altstadt können immer wieder Kriminelle entwischen. Allein im letzten Jahr konnten 28 Radfahrer, welche ohne Licht unterwegs waren, fliehen - und dies trotz eingesetzter Ordnungshüter auf „Inlinern“. Doch jetzt scheint eine Lösung in Sicht – und wir sind begeistert.

Drohnen für Puffbohnen!

Wein trinkende Pärchen auf öffentlichen Plätzen und in Parks, Radfahrer, die vor 18.30 Uhr über den Anger fahren oder nachts ohne Licht in der Altstadt unterwegs sind, Straßenmusiker auf der Marktstraße, Graffitis an Häusern, Drogen im Abwasser - **unsere schöne ordentliche Stadt droht im Chaos zu versinken, der besorgte Bürger ist besorgt.**

Doch die Stadtverwaltung arbeitet schon seit Jahren an einem einzigartigen Sicherheitskonzept, wie Ventil e. V. nun erfuhr: **Bemannte Drohnen, ausgestattet mit Fangnetzen und Blendgranaten.** Diese speziell ausgebildete Ordnungspolizei wird bald geräuschlos die Stadt von oben überwachen und bei Verstößen schnell eingreifen. Durch das Abwerfen von Fangnetzen können Kriminelle an der Flucht gehindert und dann von den dazugeholten Bodentruppen dingfest gemacht werden. Nie wieder Fahrradflucht!

Und es gibt noch weitere Vorteile: **„Endlich haben wir eine nachhaltige Nutzung für die Defensionskaserne gefunden“,** sagt Klaus Adler vom Arbeitskreis „Puffdrohne“ stolz. „Da der Petersberg ohnehin als zentraler Start- und Landeplatz für unsere Puffdrohnen vorgesehen ist, bietet sich die brachliegende Kaserne als Ausbildungsstätte geradezu an. Auch für anderen Städte wird unser Sicherheitskonzept interessant sein, so dass in der Defensionskaserne bald hunderte Drohnenpolizisten für ganz Deutschland ausgebildet und in der Kaserne untergebracht werden können. Auch andere Staaten, z. B. die Türkei, China und Nordkorea, haben bereits ihr großes Interesse bekundet.“

Und noch einen Vorteil kann uns der Projektleiter nennen: **„Während der Buga könnte mit unseren Drohnen der barrierefreie Zugang zum Petersberg gewährleistet werden.** Der „Zickzackweg“ wäre hinfällig. Problematisch ist dabei noch, ob der Komfort in den Netzen ausreicht. Daher arbeiten wir parallel noch an einer Variante mit fliegenden Teppichen.“

Aber woran ist dieses tolle Projekt bislang gescheitert?

„Leider fehlte es an geeigneten Start- und Landeplätzen in der eng bebauten Altstadt. Mit der Verbreiterung und glatten Asphaltierung der Rathausbrücke wurde nun die nötige Infrastruktur geschaffen. Es kann endlich losgehen!“, freut sich Klaus Adler. Auch wir sind voller Vorfreude und möchten den Arbeitskreis „Puffdrohne“ daher gerne bei der Suche nach geeigneten Personal unterstützen.

Ventil e.V. sucht in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis „Puffdrohne“ Menschen mit guter Beobachtungsgabe, einem Hang zur Überwachung, Interesse am Umgang mit neuartiger und bisher ungetesteter Flug- und Waffentechnik und ohne Höhenangst. Vielleicht haben Sie schon eigene Erfahrungen im Drohnenkrieg sammeln können? Dann bewerben Sie sich noch heute bei Ventil e. V., Schlachthofstraße 33a, 990815 Erfurt!

Kommt bald die fliegende Stadtpolizei? Der Start ist schon mal geglückt - auf gehts zum Anger, der Erfurter „No-go-Area“. Andreas Bausewein (mit Helm) und Marion Walsmann (mit Airbag) führen den „feierlichen ersten Netzabwurf“ gemeinsam durch. Um Steuergelder zu sparen, werden dafür die nicht mehr benötigten Tornetze aus dem Steigerwaldstadion verwendet.

Trotz Puffdrohnen: Auch der Einsatz von fliegenden Teppichen wird als Ersatz für den ungeliebten „Zickzackweg“ auf den Petersberg weiterhin in Betracht gezogen, auch weil mittlerweile genügend qualifiziertes Personal zur Verfügung steht.

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE

Der Dino steigt ab

Wer erinnert sich nicht an Gandalf und seinen Kampf in der Zwergenmine Moria, wo er sich dem mächtigen Balrog, dem Dämon mit der Feuerpeitsche stellte. Am Ende zog der Dämon ihn mit in die Tiefe, in das Reich der Schatten. Doch nicht, ohne zuvor »Flieht, ihr Narren!«, durch die Mine zu brüllen, um den Gefährten deutlich klarzumachen, was Sache ist. Eine kurze, eloquente und direkte Wortwahl, die die Ernsthaftigkeit der Situation und das Fehlverhalten der Mitstreiter deutlich macht. Er hätte auch »Rennt!« oder »Haut ab!« rufen können. Prinzipiell ist die Aussage die gleiche. Allerdings trägt das Wort »fliehen« den Unterton der Niederlage und des Misserfolgs in sich. Es stellt klar, dass an diesem Punkt alles schief gelaufen ist, was schief laufen kann.

Mein Lieblingsverein Rot-Weiß Erfurt, meine Mannschaft, die elf Gefährten auf dem Platz waren in letzter Zeit nicht gut zu ihren Fans und zu mir. Der RWE spielt einen grauenhaften Fußball und sammelte bis jetzt lächerliche 19 Punkte. Er verlor Spiel um Spiel, mal 2:4 in Wehen, mal 1:3 in Rostock, dann 1:3 zu Hause gegen Karlsruhe. Er entließ einmal seinen Trainer und den Präsidenten, er versprach alle paar Tage, dass alles besser werden würde und dass es jetzt endlich richtig losgehen würde, doch nichts wurde besser und nichts ging richtig los. Schon zum Beginn ahnte man, dass die Saison dreckig und unschön werden könnte. Und neben fehlendem Geld und sportlichen Leistungen, liefert der RWE auch weiterhin dermaßen absurde Nachrichten, dass Satirikern nur der Gang in die Arbeitslosigkeit blieb. Aber immerhin haben jetzt alle Beteiligten die traurige Gewissheit: der Dinosaurier der 3. Liga steigt nach 10 Jahren ab. Der Dämon DFB und Rot-Weiße Club-Präsidenten mit Feuerpeitschen haben den Dino in den Abgrund gerissen. Aber irgendwann tauchen die immer wieder in einem der viertklassigen Jurassic Parks des DFB und der regionalen Fußballfunktionäre auf. Ihre Namen sind legendär, ihre Erfolge auch: Energie Cottbus, Alemannia Aachen, 1. FC Saarbrücken, FC Homburg, KFC Uerdingen, Rot-Weiss Essen, VfB Leipzig, SG Wattenscheid 09, Tennis Borussia Berlin, SV Waldhof Mannheim und nun auch der glorreiche RWE. Man darf gespannt sein, welchen Mannschafts- und Clubgefährten bis dahin noch die Flucht gelingt.

Was aktuell gegen die Niedergeschlagenheit hilft, ist die eigene Midlife-Crisis. Ein Satz wie »Fußball ist mein Leben« kommt mir nicht mehr über die Lippen. Im Alter wächst die Selbstachtung mit den grauen Haaren um die Wette. Der heilige Ernst, mit dem man noch vor 20 Jahren Fußball lebte, hat deutlich abgenommen. Insofern freue ich mich auf Vereine wie die VSG Altglienicke, 500 zahlende Gäste, gute Wurst, gutes Bier und Fassbrause für 1,50 Euro, gute Sprüche von der Tribüne, grasbewachsene Stehtraversen und liebevolle Beinahe-Prügeleien zwischen Spielern und Fans. So schön kann Fußball sein.

Der Haken: Die Regionalliga ist die höchste Amateurliga, doch faktisch wird dort auch Profifußball betrieben. Die Vereine zahlen Spielern und Mitarbeitern Löhne, finanzieren weite Reisen und Übernachtungen, honorieren Ordner und Sanitäter, haben Auflagen des DFB zu erfüllen. Die Einnahmen sind dagegen irre niedrig. Sponsoren sind schwerer zu gewinnen. Den DFB, eigentlich die Lobby der Amateure, interesseiert das herzlich wenig. Dem DFB ist der Spielbetrieb wichtig, denn damit lässt sich Geld verdienen, und dass Vereine pleitegehen, ist egal.

Dann vielleicht doch lieber Kreisklasse – nicht schön, aber selten! /// **Stefan Werner**

Foto: Alexandr Pakhnyushchyy

Fünf Fragen an:

Gandalf

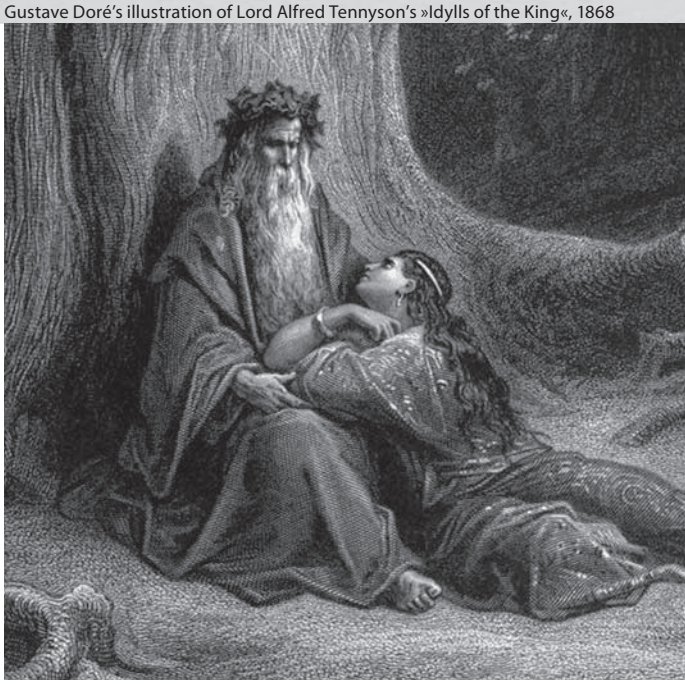
Danke, dass Sie gekommen sind. Ich möchte erst einmal etwas Formelles fragen, damit es nicht zu Missverständnissen kommt. Sie scheinen ja unter mehr als einem Namen bekannt zu sein. Wie darf man Sie denn ansprechen? Mithrandir? Oder Gandalf der weiße Zauberer? Ich danke für die Einladung. Zunächst sollten Sie wissen, werter Freund, dass Mithrandir Elbisch für »grauer Wanderer« ist. Demnach ist »weißer Zauberer« das Gegenteil. Aber unter den Menschen heiße ich Gandalf Westron. Gandalf sollte aber für unser Gespräch genügen.

Na gut, Gandalf. Kommen wir zu einer Frage, die vermutlich alle, die Ihre Geschichte verfolgt haben, interessiert. Wie schaffen Sie es, Ihren Bart so geschmeidig aussehen zu lassen? Leider kann ich keinerlei Ratschläge weitergeben, Berufsgeheimnis. Aber so viel sei gesagt: Frische Luft und die Nähe zur Natur sind ausreichend. Ich denke, viel Hilfe ist auch nicht notwendig. Ich habe bei meinem Stadtspaziergang einige junge Burschen mit fabelhaften Bärten gesehen. Nur die damit häufig einhergehenden karogemusterten Hemden gefielen mir nicht besonders.

Haben Sie eigentlich gut hergefunden? Sie sind ja sogar etwas früher erschienen als ausgemacht. Oh ja! Ich habe diesen Weg ja schon mehrere Male zurückgelegt. Vor einigen hundert Sommern, wenn ich mich recht entsinne. Die Stadt war damals allerdings kleiner. Aber noch nie vorher war die Suche nach einem Stellplatz für meinen Karren so ein Problem. Bei diesen ganzen neumodischen, grauen Kästen, die Gold von mir verlangen und dann doch nicht in Betrieb zu sein scheinen! Das war selbst mir weisem Zauberer zu umständlich. Ich habe mein Gefährt nun weit außerhalb abstellen müssen. Trotz dieser Umstände sollten Sie wissen, ich bin nicht zu früh erschienen. Ein Zauberer ist nie zu früh oder zu spät. Er kommt immer dann, wenn er es für richtig hält. Ein wenig mehr Zeit bei dieser kleinen Fragerunde sollte ja nicht schaden.

Sie erwähnten, dass Erfurt mittlerweile größer als bei ihrem letzten Besuch ist. Wie gefällt Ihnen denn das heutige Erfurter Stadtbild? Ich kann Ihnen sagen, vieles hat sich verändert, junger Freund. Zur Zeit meines letzten Besuches gab es wesentlich mehr Wälder. Es lebten auch viele Ents in dieser Gegend, welche gewöhnlich auf mein Reittier aufpassten, solange ich Dinge zu erledigen hatte. Die in dieser

Gustave Doré's illustration of Lord Alfred Tennyson's »Idylls of the King«, 1868



Umgebung einheimischen Motten flüsterten mir jedoch, dass sie seit Langem keinen Ent mehr gesehen haben. Aber sie fliegen auch nicht gern durch die dichteren Wälder. Wegen der Spinnweben. Der Kummer, welcher durch das Elend der Ents hervorgerufen wurde, führte mich vor kurzem in ein Gasthaus. Mir wurde ein wunderbarer Hopfentrunk vorgesetzt. Ein wahres Kulturbier! Lange habe ich keines getrunken, dass mir so über die Trauer half. Nach mehreren Krügen fasste ich wieder Mut in einem der verbliebenen Wälder meine Suche nach den Ents fortzusetzen, dem Steigerwald. Meine Suche war vergebens, bis ich den sogenannten ega-Park besuchte. Einer der japanischen Bäume dort, ist ein direkter Nachfahre eines Ents und konnte noch einige Wörter wispern.

Wo wir aber gerade über das Thema Motten sprachen … Warum haben Sie damals nicht von Anfang an die Adler um Hilfe gebeten und Frodo nach Mordor fliegen lassen? Das Schicksal hatte etwas anderes für Frodo vorgesehen. Es war seine Bestimmung, diesen Weg auf sich nehmen zu müssen. Weitere Auskunft kann ich dazu nicht geben. Bevor es noch unbehaglicher wird, möchte ich das Gespräch beenden. Auf ein baldiges Wiedersehen. /// **Interview: Aelynn Kankra**

Sollte man sich vor Gorch Maltzen sträuben?

»Wir fragen uns, ob dieser Gorch Maltzen nur ein Poser ist und ob er unsere Zeit verdient.« Diese Frage stellt Gorch Maltzen selber in einer der fünfzehn Erzählungen seines neuen Buches. Die Antwort darauf bleibt dem Leser selbst überlassen

Gorch Maltzen, 1987 in Heide geboren, veröffentlichte im März sein erstes Buch – »Sträuben«, eine Sammlung von Erzählungen und Dialogen erschien im Wartburg Verlag. Zwar ist dies sein erstes Buch, nicht aber die erste Veröffentlichung. So dürfte er nicht nur den Lesern des hEFts bereits vertraut sein, sondern es sind unter anderem auch in Metamorphosen, Am Erker und Bella triste Texte von ihm erschienen. 2015 erhielt er außerdem den Jurypreis des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbs.

Gorch Maltzens Buchdebüt »Sträuben« ist nicht einfach zu lesen und noch schwerer zu beschreiben. Der Band, der unter der Nr. 47 in der Edition Muschelkalk erschienen ist, bietet auf 80 Seiten Kurzgeschichten und Stücke. 80 Seiten mögen wenig erscheinen, dabei hat Gorch Maltzen einiges zu sagen. In drei Abschnitten und einer Coda beschreibt Maltzen das moderne Leben, wie es aktueller nicht sein könnte. Bedient er sich dabei öfters anderer *languages*, schafft er es jedoch immer, das Niveau zu halten und nicht ins Lächerliche abzudriften. Des Weiteren hätte es einige Gelegenheiten gegeben, bei denen mit dem moralischen Zeigefinger hätte gewackelt werden können. Diese Gelegenheiten sind, zum Glück des Lesers, ungenutzt verstrichen. Maltzen wird weder belehrend noch besserwisserisch – stattdessen hat der Leser Gelegenheit, selbst über das Gelesene zu reflektieren. Kühl, trocken und zugleich aufregend und mit einer speziellen Art von Humor beschreibt Maltzen verschiedene Szenen. So zum Beispiel in dem namensgebenden Theaterstück »Sträuben«, wo zwei Personen eine Kunstausstellung besuchen und ein beinahe schon philosophisches Gespräch führen. Die Mischung aus teilweise vulgärer Sprache und Intellektualität verleitet den Leser glatt dazu, sich zu wünschen, er wäre selbst darauf gekommen. Auch der Umgang mit moderner Technik und die Auswirkungen dieser auf Einzelpersonen werden thematisiert, zum Beispiel in *Hypertension* und *Entinnerlicht, entgrenzt, entleert*. In Geschichten wie *Der Bass muss ficken* und *Unser Ort*. Nirgends erforscht Maltzen stattdessen das Innenleben und die Sexualität junger Menschen. Inhaltlich lassen sich die Stücke kaum in einem Satz zusammenfassen, da sie thematisch sehr unterschiedlich sind. Was aber für alle Texte gilt, ist, dass sie aktuell sind und sich mit den Problemen der Gegenwart beschäftigen.

Wie ist es denn nun mit Gorch Maltzen, verdient er unsere Zeit oder sollten wir lieber eine Kunstausstellung besuchen, anstatt sein Buch zu lesen? Nun, so anregend eine Kunstausstellung auch sein mag (dazu hat Gorch Maltzen einiges zu sagen!), es lohnt sich definitiv, zu Hause zu bleiben und »Sträuben« eine Chance zu geben. Dazu sei aber angeraten, sich ein wenig mehr Zeit für die einzelnen Geschichten zu nehmen, denn wer kurzweilige Unterhaltungsgeschichten für zwischendurch erwartet, ist hier falsch. Vielmehr schafft es Maltzen, mit seinen Geschichten zum Nachdenken anzuregen und, sofern man sich darauf einlässt, dem Leser etwas mitzugeben, wovon er länger etwas hat. /// **Marlene Borchers**

Gorch Maltzen, Sträuben, Edition Muschelkalk,
Wartburgverlag Weimar, März 2018, 14 Euro,
ISBN 978-3-86160-554-6

Termine

2. April, 20:00 Uhr, Café Wagner, Jena: Sebastian ist krank #22 – Lesebühne in Jena

6. April, 19:30 Uhr, Villa Rosenthal, Jena: Tatort Villa: Lesung mit den Krimipreisträgern Max Annas und Simone Buchholz

10. April, 13:30 Uhr, Jugendhilfezentrum »Wendepunkt«, Wolfersdorf: Schreibwerkstatt für Jugendliche mit dem Autor Ronny Ritze

12. April, 19:30 Uhr, Stadtbücherei Weimar, Gewölbekeller: Lesung mit Anne Hahn und Frank Willmann in Weimar: »Mittendrin. Fußballfans in Deutschland«

12. April, 19:30 Uhr, Kultur: Haus Dacheröden, Erfurt: »VORLAUT« trifft »LEA« – Offene Lesebühne

18. April, 18:00 Uhr, Friedrich-Schiller Universität, Jena: Lesung mit Christina Morina: »Die Erfindung des Marxismus. Wie eine Idee die Welt eroberte«

20. April, 19:30 Uhr, Franz Mehlhose, Erfurt: Lesung mit Thorsten Nagelschmidt: »Der Abfall der Herzen«

24. April, 20:00 Uhr, Evangelische Studierendengemeinde, Jena: Lesung mit Christian Schüle : »Wir haben die Zeit. Denkanstöße für ein gutes Leben«

24. April, 19:30 Uhr, Franz Mehlhose, Erfurt: Lesung mit Nava Ebrahimi: »Sechzehn Wörter«

27. April, 19:30 Uhr, Kultur: Haus Dacheröden, Erfurt: 4. Thüringer Diary Slam

5. Mai, 20:15 Uhr, Franz Mehlhose, Erfurt: Lesung mit Manuel Möglich: »Alles auf Anfang«

7. Juni, 20:00 Uhr, Stadt- und Kreisbibliothek »Anna Seghers«, Meiningen: Meininger Poetry Slam 2018

Traumberuf Schriftsteller!

»Eine Schreibmaschine hatte einen Schriftsteller, aber sie kam nicht auf die Gestehungskosten«, wusste schon Karl Kraus vor hundert Jahren zu berichten. Heutzutage sieht es für die meisten Autorinnen und Autoren nicht viel besser aus. Was braucht es, um von der Schriftstellerei tatsächlich leben zu können? Talent und Glück? Durchhaltevermögen und Beziehungen? Und wie sieht der Arbeitsalltag eines Schriftstellers aus?

Diesen Fragen geht seit Jahresbeginn eine Veranstaltungsreihe unter dem Titel »Traumberuf: Schriftsteller?« im Erfurter Kultur: Haus Dacheröden nach. Einmal im Monat laden Ingrid Annel und Olaf Trunschke Schriftsteller zum Gespräch über das Schreiben, das Veröffentlichen und den Literaturbetrieb.

Am 19. April, ab 19:30 Uhr ist der Thüringer Autor und Verleger Siegfried Nucke zu Gast und berichtet »von beglückenden Momenten und Augenblicken großer Enttäuschung, von wirtschaftlichen Hintergründen und gestalterischen Aspekten der Buchherstellung«, wie es in der Ankündigung heißt. Weiter geht's am 17. Mai: Der Krimi-Autor Klaus Jäger, der schon als Eisenbahner, Brückenbauer, Sprengmeister und Berufssoldat gearbeitet hatte, ehe im Jahr 2010 sein erster Roman erschien, berichtet über den »stilvollen Mord am PC«.

Sprachlokal bei JuLi im Juni

»Im Sprachlokal gibt es Neues, im Sprachlokal gibt es Lokales, im Sprachlokal gibt es Bier.« So schlicht wie treffend kündigen die Macherinnen und Macher des Weimarer Literaturfestes »JuLi im Juni« ihr Abendprogramm für den 3. Juni an. Während es den ganzen Tag schon rund um die Literatur geht, kommen am Abend im Lichthauskino junge Künstlerinnen und Künstler aus der Region zusammen und bringen das diesjährige Festivalmotto »Sprachspiel« auf den Punkt.

Hierfür laden die Festivalmacher alle Literaturbegeisterten ein, sich und ihr Werk in entspannter und kreativer Atmosphäre zu präsentieren. Gesucht werden »PoetInnen, Poetry-SlammerInnen, RapperInnen und SprachkünstlerInnen jeder Façon«, wie es im Aufruf heißt. Das Sprachlokal soll eine Bühne für alle bieten, die ihr geschriebenes oder gesprochenes Wort in jeglichen Formaten dem Publikum präsentieren wollen. Die Beiträge sollten 5 bis 10 Minuten lang sein.

Wer Lust hat, das Sprachlokal mitzugestalten, schicke seine Ideen, Konzepte und Textbeispiele für den eigenen Auftritt an: rahmenprogramm@juli-im-juni.de.

herbstlese.de *www.juli-im-juni.de*

Simone Weil. Wege hinauf

Krisen zu konstatieren hat durchaus Tradition. Ebenso wie Verfahrenheiten oder scheinbare Ausweglosigkeiten festzustellen und daran Kritik zu üben. Unser Denken ist so angelegt. Die Krise oder die Benennung einer Krisenhaftigkeit erscheint fast als anthropologische Konstante und bedarf unter anderem daher per se selbst wiederum kritischer Reflexion – von innen. Denn, die Krise, als Zustand, als Begriff oder als Konzept ist eng an Fortschrittsmodelle, Teleologien und Geschichtsnarrative geknüpft, welche sowohl unser Zeitempfinden – die eigentlich überholte Einteilung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft – als auch unser Sozialempfinden regelt. Dabei ist sie sowohl Instrument der Macht als auch subversives Gegenelement, kurz: Mittel in beider Hände. Vorsicht ist also geboten: So wie das Üben von Kritik Reflexion bedarf, so bedarf es ein abwägendes Harren auf der Schwelle vor der Konstatierung einer Krise.

In der hier verfolgten Relektüre der Texte von Simone Weil, bei gleichzeitiger Relektüre verworrener Rezeptionsgeschichte(-n), die gleichzeitig ein Krisennarrativ ist, soll auf den Doppelcharakter des Begriff-Konzepts sowie eine mögliche kritisch-reflexive Handhabung hingewiesen werden. Dass hierbei Krisen konstatiert werden, sogar die absolute, in Dauer gestellte Krise – freilich mehr als Zitation zu verstehen denn als Initiation – markiert das Problemfeld und einen möglichen Handlungsraum.

»Dennoch möchte ich eine Sache gern noch wissen: wenn es mit der Arbeiterklasse vorbei ist, weshalb sind Sie dann Kommunisten … oder Sozialisten, je nachdem?« […] Schließlich antwortete Lazare kaum hörbar: »Was immer auch kommen mag, wir müssen auf Seiten der Unterdrückten sein.« Ich dachte: sie ist Christin. Selbstverständlich!... […] »In wessen Namen ›muss man‹? Und dann was zu tun?« »Man kann immer etwas für die Rettung seiner Seele tun.«[1]

1935. Der brutale sprachlich-literarisch Exzess als und in Folge des gelebten transgressiven Exzesses – verstanden als schizophrener esprit contre[2] und damit in Reaktion auf eine Krise – setzt in Georges Batailles wohl politischstem Roman »Le bleu du ciel« (»Das Blau des Himmels«) zwei Figuren in Szene, die in sich – als wahrhaft personifizierte Pole des [E]ntre les deux guerres[3] – die Tragik und Verzweiflung der 1930er Jahre (in Frankreich) tragen: Troppmann alias Georges Bataille und Lazare alias Simone Weil. Ausgedrückt in einem selbst mystischen Hybrid aus literarischem Akt, Philosophie und mystischer (Über-)Erfahrung und als literarisch-philosophische Performance markieren Bataille und Weil mit ihren gelebt-geschrieben Texten[4] die Frustration über die politische Lage sowie die politischen Bewegungen der Zeit bei simultaner Suche nach einem Ausweg, nach Erneuerung und-oder Transformation. Einen Weg, der keineswegs im genuinen Sinn Flucht bedeuten darf, fanden beide in je eigenen Ausprägungen eines re-aktualisierten Mystizismus. Die Schnittstelle näher bestimmend: In der (politischen) Mobilisierung des Konzepts des Sakralen; genauer, im performativen Akt der Selbst-Sakralisierung wobei Selbstaufgabe und Opferung als Schlüsselmomente zu verstehen sind. Dabei ging es beiden um eine (gelebte) Neu-Theoretisierung der wuchernden Beziehungen zwischen literarischer Praxis (als Ort der Kommunikation), des Sakralen, der Performativität und der Politik. Wobei jener gelebt-geschriebene Mystizismus keineswegs eine Rückweisung von politisch-sozialer Verantwortung darstellt, sondern vielmehr einen Dritten Weg, ein alternatives Konzept des Widerstands bereithält. Als Widerstand gegen die allumfassende Krise der Zivilisation, welche anhält, jedoch in den 1930er Jahren einen besonders bild-gewaltigen Ausdruck lieferte: Die Machtübernahme Hitlers, die (Selbst-)Zerfleischung der Internationalen Brigaden und letztlich ihr Scheitern sowie das Desaster der Volksfront – welches im, von Léon Blum unterzeichneten Nichteinmischungsabkommen gipfelte. Die diesen Ereignissen folgende desaströse Spaltung der Linken in Europa ließ die vormals in Parteien und Gewerkschaften, Vereinen und Verbünden aktive linke Intelligenzija (darunter Simone Weil und Georges Bataille) vor einem Scherbenhaufen er-wachen, der ein (konformes) Weiter unmöglich erscheinen ließ. Um es weiterhin topologisch zu fassen: Ihr oftmals missverstandener Mystizismus, ein Um-Weg.

»Yet we need her vision«

1963. Gräben werden tiefer. Die Krise hält an. Und Susan Sontag schreibt einen unbedeutend-bedeutsamen Essay über Simone Weil in der »New York Review of Books«, der über zwanzig Jahre immer wieder einen Referenz- und Ausgangspunkt für die Weil-Rezeption bilden soll. Als absolute Leseempfehlung im Sinne feuilletonistischer Klassifikation zwar bestimmbar, distanzierte sich Sontag jedoch vehement von den meisten Ideen und Ansichten Weils – and yet we need her vision. Oder wie Sontag es fasst: her views und her seriousness.

In Batailles Roman »Le bleu du ciel« als oiseau de mahlheur[5] bezeichnet, er-scheint Weil/Lazare als kranichartige Künderin, als Omen verpesteter Luft, als Trittbrett hinauf über den Scherbenhaufen. Denn einerseits scheint Lazare/Weil mit ihrem (christlichen) Mystizismus per se als schlechtes Omen und andererseits als Rettung. Verweisend, kündend und zeigend, helfend. Jene Zweideutigkeit (welche im Bild des Kranichs aufgehoben ist) scheint auch in dieser Lesart symptomatisch für die Rezeption Weils: Ihr Name taucht in Krisen (wiederkehrend) auf, auf ihre Texte wird verwiesen um darin Inspiration, wenn nicht sogar Abhilfe zu finden. So wie 1963. Gezeichnet von Nikita Cruschtschows Enthüllung der Verbrechen Stalins, dem folgend bröckelnden Glauben an die (Auf-)Richtigkeit

eines gelebten Sozialismus eruptiert die Plattentektonik der (amerikanischen) Linken[6]. Die Ermordung J.F.K.s eruptiert das Übrige: die bürgerliche Linke, die Sozialdemokraten rutschen weiter in die Mitte, das linke Spektrum kollabiert, einen konfusen Hybrid gebärend (die Neue Linke/The New Left) der zum Ende des Jahrzehnts seine volle Blüte erreichte – yet we need her vision even more.

»Impossible to conceive a female life that might extend outside itself. Impossible to accept the self-destruction of a woman as strategic.«[7]

2017. Von (sehr) wenigen Ausnahmen abgesehen, scheint die Rezeptionsgeschichte der Philosophie! Simone Weils, eine Marginalisierungsgeschichte zu sein. Darauf weist nicht zuletzt Chris Kraus hin, selbst im gelebt-geschriebenen Kampf und Taumel. Tragisch-ironisch wahrnehmbar geworden durch Amazon und Jill Soloways Obsession für eine zeitspezifische Egomanie, welche paradigmatisch für das Jetzt zu sein scheint, rehabilitiert Kraus die Texte (vor allem »Gravity and Grace«) Weils und regt implizit an, diese als ernsthafte philosophische (wenn auch mit mystizistischem Rest) Intervention zu lesen. Als Texte mit fundamentaler sozial-politischer Bedeutung, welche nicht per se disqualifiziert werden dürfen. Im Sinne einer (fast) etablierten Kultur der Missachtung und Marginalisierung. Gerade, da aus allen Wälder Silens No future schallt, die Krise zum Dauerzustand wurde, in der scheinbar kopflos Dichotomien weiter-gelebt werden, obgleich Außen und Innen in eins fallen und wir leben, was wir bekämpfen sollten. We need her vision, now!

»It was a panic of altruism. She felt suffering of others in her body and found a language and a system for it.«[8]

Unangepasster Leib. Unpassender Körper. Welcher die Achse, um die sich alles zu drehen scheint, im Denken Simone Weils darstellt: Der Leib und die Leiblichkeit, der erfahrbar macht und hält. Unrecht sowie Krise, Leiden sowie Drang nach Erlösung und somit Ausgangspunkt eines Denkens, eines Strebens nach Intervention. Und ebenjenes Zentrum, jene Achse stellt gleichsam den Ort des Mitgefühls aus, lässt diesen topologisch fassbar werden, das umso elementarer wird, versteht man es als unter Spannung befindliche Verknotung mit der ratio, dem Versand. Ihre Mitmenschen als Körper verstehend, deren Leiden ablesbar, deren Leiden mitteilbar, übertragbar und mitfühlbar ist, sie zu re-individualisieren – ohne den sozio-politischen Kontext ihrer Gebundenheit zu negieren – anstatt sie als ökonomisierbare Zahlen, als ent-körperlichte Reproduktionen und Mittel zu begreifen, erlaubt es Weil ausgehend von jenem empfundenen Mitgefühl eine Sprache zu finden, die den Missstand produktiv problematisiert. Ein System zu imaginieren, das auf Dialogizität sowie auf re-aktivierender Reziprozität beruht und damit probat sowohl für die Analyse von Machtverhältnissen zu sein scheint, als ebenso einen Ausweg hieraus bereithält.

»Auch wenn wir sie an der Schwelle des mystischen Lebens, das uns fremd ist, verlassen, bewahren wir ihr eine uneingeschränkte Zuneigung und ein treues Gedenken«[9]

Schreibt Albertine Thévenon im Dezember 1950 im Vorwort zur Gallimard-Ausgabe des »Fabriktagebuch und andere Schriften zum Industriesystem«. Es ist auch hier das yet in we need her vision, das hervorgehoben werden muss, das Lesen auf der Schwelle, das Lesen der Schwelle, welches Herausforderung bleibt. Doch begreift man es als solches oder als antastbare Abwegigkeit offenbaren die mit dem leiblichen Leben geschriebenen Texte Weils, Einsichten sowie Aussichten auf eine Überwindung des Allzu-Menschlichen, der zum Dauerzustand gewordenen Krise. /// **Max Walther**

1 Bataille, Georges: Das Blau des Himmels. Berlin: Matthes & Seitz, 2006.
2 Geist oder Einstellung dagegen.
3 des ›Zwischen‹ der zwei Weltkriege.
4 nach der Charakterisierung Batailles wären seine Bücher ›mit seinem Leben geschrieben‹.
5 je nach Kontext und Übersetzung: Unglücksprophet, Pechvogel, Unglücksrabe, schlechtes Omen.
6 Eine durchaus lesenswerte Analyse jener Tektonik legte der Brecht-Biograph Werner Mittenzwei mit »Die Intellektuellen. Literatur und Politik in Ostdeutschland 1945–2000.« für das geteilte Deutschland vor.
7 Kraus, Chris: Alien & Anorexia. South Pasadena: Semiotext(e), 2000. S. 50.
8 ebd. S.48.
9 Weil, Simone: Fabriktagebuch und andere Schriften zum Industriesystem. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1978. S. 23.

»Wir sind hier ein kleiner Wachstumskern«

In unserer Rubrik »Aus der Provinz« stellen wir in loser Folge eine Thüringer Stadt abseits der Städtekette Erfurt-Weimar-Jena vor und befragen ihre (sozio-)kulturellen Akteure, wie es sich dort lebt und arbeitet. Diesmal verschlug es uns ins schöne Werratal, nach Hildburghausen. Genauer gesagt waren wir zu Gast auf Schloss Weitersroda, das nur einen Katzensprung von der knapp zwölftausend Einwohner zählenden ehemaligen Residenzstadt entfernt liegt. Dort empfing uns Schlossbesitzer, Liedermacher und offizielles Staatsunterhaupt Prinz Chaos II. höchstpersönlich. Hinzu wurden Doreen Olbricht von der Jungen Bühne Hildburghausen und die regionale Kulturmanagerin Julia Ackerschott geladen. Mit ihnen führten wir ein ausgesprochen interessantes Gespräch über Räume für Querdenker, den Mangel an Visionen und die Besonderheiten der Thüringer Waldzither

Ihr habt es sehr schön hier in und um Hildburghausen. Was ist euer Lieblingsplatz in der Region?

Florian Kirner (alias Prinz Chaos II.): Ich habe einen ganz neuen Lieblingsplatz. Es ist ein kulinarisches Etablissement und ein Kulturort zugleich: Jacky's Bar und das Panorama Restaurant, die beide vor zwei Wochen eröffnet haben. Da haben Kurden mitten in Hildburghausen ein Riesenprojekt gestartet – ein orientalisches Restaurant, Shisha-Bar, Cocktail-Lounge und zwei Sonnenterrassen. Eine Eisdiele soll auch noch dazu kommen. Für Hildburghausen ist das, denke ich, ein wichtiger Schritt, um orientalische Küche auch mal nicht nur auf Imbissniveau zu genießen. Die Shisha-Bar ist immer voll. Und es sitzen nur junge Leute drin.

Doreen Olbricht: Mein Lieblingsort ist tatsächlich das hiesige Stadttheater, auch wenn das wie ein Klischee erscheint. Das Theater ist meine Leidenschaft seit meiner Jugendzeit und hat mich letztendlich zu meinem Beruf gebracht. Dazu kommt die Geschichte des Hauses und der wunderschöne Park dahinter.

Julia Ackerschott: Ich mag die Region hier genau da, wo sie nicht Thüringer Wald ist, und zwar am Grabfeld rund um Römhild. Wenn ich Luft brauche und der Enge der Berge, die ich gar nicht gut vertrage, entfliehen muss, dann fahre ich dorthin und laufe durch die Gegend. Als fester Platz, sozusagen mit Postanschrift, ist mein Lieblingsort in der Region die Stiftung Judenbach – ein Kunst- und Kulturort mit einer kleinen Kaffeerösterei und dem weltbesten Kaffee. Judenbach ist ein kleiner Ort, der allerdings nicht im Landkreis Hildburghausen, sondern im Landkreis Sonneberg liegt.

Wie schätzt ihr das kulturelle Klima in der Stadt ein? Verfolgt man da eine eher offene oder eher konservative Politik?

J.A.: Das kann man nicht pauschal sagen. Es gibt auf der einen Seite ein hohes Maß an Traditionsbewusstsein und Brauchtum. Wobei mir auffällt, dass sich das von dem, was ich aus dem Rheinland kenne, aus dem ich komme, sehr stark unterscheidet. Es erscheint mir hier als etwas Enges, unheimlich Starres, an der Vergangenheit orientiertes. Auf der anderen Seite gibt es aber eine Reihe, meist privater und ehrenamtlicher Akteure, die quer und wild denken und für alles Mögliche offen sind.

Also gibt es auch die Räume für die Querdenker?

J.A.: Sagen wir es mal so: Sie sorgen dafür, dass sie diese bekommen. Serviert bekommen sie sie nicht. Aber in den meisten Fällen öffnen sich Türen.

F.K.: Ich bin ja vor zehn Jahren hierher gekommen und ich würde das Bild einer polarisierten Kultur, wie es Julia beschrieben hat, absolut unterschreiben. Ich habe förmlich das Gefühl, dass es sich da in zwei Richtungen entwickelt, die aber wenig Korrespondenz miteinander haben. Viele Projekte, die ich seit zehn Jahren beobachte, ob das die BMXer und Skater vom Rollsportverein in Eisfeld sind, der Freizeitpark in Waffenrod, das Jugendheim in Heubach, Schloß Bedheim oder auch wir – alle entwickeln sich sehr gut. Auf der anderen Seite haben wir bekanntermaßen eine virulente Nazi-Szene, die entwickelt sich auch sehr gut.

D.O.: Mein Eindruck ist, dass sich hier viel auf ehrenamtlicher Basis abspielt, was auch sehr geschätzt und hochgehalten wird. Was uns, also die Junge Bühne Hildburghausen betrifft, wird unser Angebot von den Schulen gut angenommen. Wir haben auch viele Unterstützer wie den Theaterverein oder auch das Landratsamt. Auf der anderen Seite sind wir gerade in einer schwierigen Situation, weil es im Moment noch auf der Kippe steht, ob wir weiterhin im Theater unsere Stücke proben und aufführen können. Da warten wir auf eine Entscheidung seitens der Stadt.

F.K.: Für mich steht gerade das Theater symptomatisch für das, was hier in der Stadt kulturpolitisch abgeht. Es herrscht ein Mangel an Visionen und die Fragen, wie das hier in zehn Jahren aussehen soll und was dafür benötigt wird, kann dir niemand beantworten. Das Theater wurde für zwölf Millionen Euro saniert. Aber es gibt kein Konzept für das, was man mit dem Haus eigentlich machen will.

J.A.: Ich glaube, dass hier vieles nicht aufgrund mangelnden Willens oder von Unfähigkeit unterlassen wird, sondern aus

Angst. Die Beziehungsebene spielt hier eine viel größere Rolle als die Sachebene. Aus Furcht davor, dass dann Herr XY vielleicht nicht mehr mein bester Freund ist, werden Entscheidungen getroffen, völlig losgelöst von der Sachebene.

Für die Modellregion Hildburghausen-Sonneberg wurde 2014/15 eine Kulturentwicklungskonzeption (KEK) gemeinsam mit den lokalen Akteuren erarbeitet. Julia, du bist die regionale Kulturmanagerin für die Modellregion. Kannst du kurz noch einmal auf die Ziele und Ergebnisse des KEK und deine Rolle eingehen?

J.A.: An der Konzeptionsphase selbst war ich nicht beteiligt. Im Ergebnis der Kulturentwicklungskonzeption wurde das übergeordnete Ziel festgelegt, hinsichtlich der Kulturarbeit und Kulturförderung eine tragfähige Struktur für die Region zu entwickeln. Dafür wurden drei Schwerpunkte benannt: Zum einen sind das die Museen. Wir haben hier in der Region eine sehr reichhaltige Museumslandschaft, die jedoch mit finanziellen und personellen Problemen zu kämpfen hat. In der Konzeptionsphase wurde deshalb die Gründung eines Zweckverbandes festgelegt, und damit einer Struktur mit höherer Verbindlichkeit und Vertragspflicht, um aus der Freiwilligkeit der Finanzierung herauszukommen. Der zweite Schwerpunkt sind die Vereine. Angedacht war, dass ich Vereinsstammtische organisiere, sodass sich Austausch- und Kontaktbörsen bilden. Es hat sich aber herausgestellt, dass das für viele Aktive organisatorisch schwierig ist – neben Vollzeitjob, Familie und Ehrenamt. Zumal wir es hier mit einer sehr ländlichen Region zu tun haben, in der die Verkehrsanbindung nicht immer optimal ist. Ich habe mich dann auf den konkreten Service zur Förderantragstellung konzentriert, was sehr erfolgreich läuft, weil es die Vereine, aber auch kleinere Kommunen, die kein Kulturamt haben, in ihrer Arbeit sehr konkret unterstützt. Und der dritte Punkt sind Konzepte zu Veränderungen in der Thüringer Bibliotheksstruktur, wobei ich da aber nur eine untergeordnete Rolle spiele.

Deine Stelle wurde nur bis zum 30. Juni 2018 verlängert. Wie geht's danach weiter?

J.A.: Diese Stelle wird definitiv nicht noch einmal verlängert. Angedacht war und ist, wenn es diesen musealen Zweckverband geben wird, dort eine Stelle anzusiedeln, die insbesondere für die Museen auch Fördermittelmanagement macht, dann aber auch Netzwerkpartner in der Region für Kooperationsprojekte sein wird. Das sind aber noch ungelegte Eier, jedenfalls solange bis ein solcher Zweckverband gegründet ist.

Wobei das dann natürlich schon etwas anderes ist …

F.K.: Das sehe ich auch so. Gerade so eine Stelle wie Julias wird auch weiter dringend gebraucht. Ich provoziere ja gerne mit dem Satz, dass wir schauen müssen, was wir von den Nazis oder den Rechten lernen können. Wenn man sich das anschaut, nicht nur hier, sondern insgesamt in Deutschland, dann haben die ein paar Sachen gemacht, die man zwar nicht richtig findet, die aber offensichtlich funktionieren. Sie haben hartnäckig und konsequent ihre Strukturen aufgebaut, ganz egal, ob es in den Umfragen rauf oder runter ging, ob ihre Themen Konjunktur hatten oder nicht. Und sie haben hartnäckig ihre Orte aufgebaut, sich vernetzt, ihre Symbollandschaft und Sprache entwickelt.

Doreen Olbricht, Julia Ackerschott und Florian Kirner alias Prinz Chaos II (v.l.) im Gespräch auf Schloss Weitersroda. // Foto: hEFt

Da sehe ich in den letzten Jahren hier speziell im Landkreis, was die Gegenseite betrifft, auch eine positive Entwicklung, und da fungiert so eine Stelle wie die der Kulturmanagerin wie ein Quarterback, der die Bälle von hinten verteilt. Wenn man das gescheit aufbauen will, müsste man aber zusehen, dass sie mindestens mal noch fünf Jahre hierbleibt.

Florian, seit 2008 bist du Schlossbesitzer und entwickelst das Gebäude zu einem Ort für Kultur und alternatives Leben. Was reizt dich an der thüringischen Provinz?

F.K.: Nachdem ich in vielen Großstädten gelebt hatte, zuletzt in Tokio, war für mich das Thema durch. Und dann kam die Idee, eine Immobilie zu kaufen, die auch für ein Projekt funktioniert, das auch größer ist als ich. Das Schloss stand zum Verkauf, dann bin ich hierher gefahren und hab es sechs Wochen später gekauft. Ich kannte die Gegend nicht und bin sozusagen mit einem Fallschirm über unbekanntem Terrain abgesprungen. Mich hat an Thüringen vor allem der Wald gereizt. Da ist Thüringen einmalig in Deutschland – nicht nur, dass es viel Wald hat, sondern auch, wie damit umgegangen wird. Das andere war die zentrale Lage, die für mich wichtig war, da ich durch meinen Beruf als Musiker sehr viel unterwegs bin. Und das dritte war, dass Thüringen ein Bundesland ist, in dem die Kultur einen sehr hohen Stellenwert hat. Das Problem daran ist nur, dass der Fokus meist auf der Städtekette liegt.

Was war deine Idee für das Schloss?

F.K.: Es gab kein festes Konzept. Es sollte ein Ort sein, den man öffnet und den die Leute mit ihren Ideen entwickeln. Die eine Säule ist Kultur: Musik, Festivals und Veranstaltungen verschiedener Art. Die zweite ist Gartenbau. Wir haben einen phantastischen Gärtner hier, ein großes Gewächshaus und zusätzliche Anbaufläche im Freiland. Hauptperspektive ist da schon die Selbstversorgung und unser eigenes gesundes Leben. Im letzten Sommer hatten wir eine Selbstversorgungsquote von weit über 100 Prozent. Und die dritte Säule ist die Tierhaltung. Wir haben Pferde, Kühe und Hühner.

Wie haben dich die Einheimischen aufgenommen?

F.K.: Als ich hierher kam, war ich ja ein totaler Alien für die Leute, die hatten sowas wie mich noch nie erlebt: offen schwul – ich meine, ich habe jetzt eine Freundin, das ist dann noch verwirrender – und dazu noch Vegetarier. Das war ja noch schlimmer als schwul. Dass es Schwule gibt, hatte man ja schon gehört, aber dass es Leute gibt, die keine Bratwurst essen, das war für viele hier unvorstellbar. Trotzdem haben die Leute im Dorf sich unheimlich gefreut, dass jemand das Schloss gekauft hat und hier was aufbauen will. Und dann gab es eine Phase, in der es Konflikte gab. Das hing vor allem mit meinen Nutzungsvorstellungen für das Schloss zusammen. Dann gab es eine Phase der fürchterlichen Konflikte mit Nazi-Aktionen von außen. Nach einer längeren Tauwetterphase ist es inzwischen ziemlich entspannt hier. Das hängt natürlich auch damit zusammen, dass am Schloss sichtlich gebaut wird. Das ist schon

Schloss Weitersroda wurde 1478 als Ritterschloss erbaut. // Foto: hEFt

die Währung, mit der hier die Anerkennung gezahlt wird, denn das Schloss liegt den Leuten hier sehr am Herzen. Es ist ein Identifikationspunkt.

Wie viele Leute leben denn mit im Schloss?

F.K.: Derzeit sind es 15 Leute. Die kommen aus allen Himmelsrichtungen. Aber wir haben auch einen Einheimischen, der hier eingezogen ist und eine Familie, die hier schon seit Jahrzehnten wohnt. Wir sind ein kleiner Wachstumskern im Ort. Und die Geschichte des Schlosses ist insofern auch eine kleine Gegenerzählung zu dem was immer wieder mit demographischen Statistiken argumentiert wird. Mich stört diese Selbstverständlichkeit, mit der man davon ausgeht, dass es hier immer weniger Menschen werden. Wir wissen doch nicht, was die Ökogeschichte für das Leben in Städten in 10, 20 Jahren für eine Auswirkung hat. Vielleicht sind viele heilfroh, dass sie dann dort leben können, wo es dünner besiedelt ist. Das weiß man ja gar nicht. Aber wenn Strukturen einmal abgebaut sind, kommen sie nicht so schnell wieder.

Jedes Jahr organisierst du hier das »Paradiesvogelfest«. Was ist das Besondere daran?

F.K.: Es ist ein Liedermacher-Festival, das wir nun zum achten Mal veranstalten. In diesem Jahr vom 31. Mai bis 3. Juni. Das Besondere ist, dass es ein sehr kommunikatives Festival ist und dass das Publikum nicht permanent mit Musik-Acts und Beschallung überfordert wird. Inzwischen kommen zuverlässig über 1000 Leute. Und dieser gewisse Chaosfaktor, den wir hier haben, weil nicht alles super-professionell durchorganisiert ist, ist sicher auch ganz sympathisch.

Du bist als Liedermacher stark von Franz Josef Degenhardt und Konstantin Wecker beeinflusst. Inwieweit beeinflusst Thüringen auch deine künstlerische Arbeit?

F.K.: Es gibt einen enormen Einfluss. Die Thüringer Waldzither, ein Instrument, das ich vor zwei Jahren entdeckt habe,

spielt bei meinen Konzerten inzwischen eine Hauptrolle. Als Liedermacher ist Thüringen ein extrem dankbares Feld, weil die Kultur des gemeinsamen Singens hier noch vergleichsweise gut intakt ist. Der Sängerkreis Hildburghausen hat allein 36 einzelne Chöre. Das ist irre! Und das sind sehr nette und gut ausgebildete Leute.

Was sind die Pläne für die Zukunft?

F.K.: In diesem Jahr gibt es einen Festkalender zum zehnjährigen Bestehen des Projektes. Neben dem Paradiesvogelfest, gibt's Erntedankfest, Tag des offenen Denkmals, Sonnenwendfest, Laternenfest und Gartenbauwochen. Gleichzeitig fangen wir jetzt an, Seminare und Ölverköstigungen anzubieten. Dafür schaffen gerade die nötigen Strukturen. Darüber hinaus werden wir demnächst beginnen, den ehemaligen Konsum auszubauen. Das Haus gegenüber des Schlosses haben wir vor zehn Jahren gekauft und bisher nur notgesichert. Es gibt einen Veranstaltungssaal, den ehemaligen Verkaufsraum, der auch wieder ein Dorfladen werden soll, und Räumlichkeiten, die sich zum Wohnen eignen. Das wird das nächste Projekt, das wir »besiedeln«.

Doreen, du bist gebürtige Hildburghäuserin, warst längere Zeit als Schauspielerin in ganz Deutschland engagiert. Jetzt lebst du wieder hier. Was war der Grund, zurückzukommen?

D.O.: Es waren private Gründe. Als alleinerziehende Mutter war es sehr schwierig, das Berufliche mit dem Privaten unter einen Hut zu bringen. Deshalb bin ich zurück nach Hildburghausen. Hier habe ich Familie und Freunde, die mir unter die Arme greifen konnten.

2015 hast du dann die Junge Bühne Hildburghausen gegründet.

D.O.: Hier gibt es ja das Theater. Also hab ich mit einem Kollegen begonnen, kleine Kinderstücke in Schulen und Kindergärten zu spielen. Später hab ich weitere Schauspielerkollegen aus dem gesamten Bundesgebiet für die Produktionen engagiert. Und so ist die Junge Bühne entstanden, als freies Theater für Kinder und Jugendliche, wobei wir besonderen Wert auf aktuelle Themen legen.

Wo werden die Stücke aufgeführt?

D.O.: Wir erarbeiten die Stücke im Stadttheater. Dann finden eigene Veranstaltungen für die Schulen aus Hildburghausen im Theater statt. Danach zeigen wir die Stücke in Schulen und Jugendeinrichtungen in der Region. Die Stücke werden extra so konzipiert, dass wir das Bühnenbild, Licht und Ton in einen Bus packen und sie ohne großen Aufwand an anderen Orten aufführen können. Zu jeder Produktion gibt es theaterpädagogisches Begleitmaterial und die Möglichkeit, nach dem Stück ins Gespräch zu kommen. Seit Kurzem haben wir auch Patenklassen, die über Workshops in die Erarbeitung der Stücke mit einbezogen werden. Dabei arbeiten wir eng mit dem hiesigen Theaterverein zusammen, der uns unterstützt und Fördermittel beantragt.

Können bei euch Kinder und Jugendliche auch selbst Theaterspielen?

D.O.: Derzeit leider noch nicht, da wir unter den gegenwärtigen Strukturen an unsere Grenzen stoßen. Aber wir haben ein Konzept für einen Theaterclub im Stadttheater entwickelt, das genau das möglich machen soll. Zum einen könnten wir mit dem Theaterclub endlich ein festes Zuhause im Stadttheater bekommen. Und zum anderen könnte so ein regelmäßiges theaterpädagogisches Angebot für Kinder und Jugendliche in Hildburghausen geschaffen werden. Wir könnten eine feste Theatergruppe etablieren, Schulen unterstützen, Ferienangebote und Theaterwerkstätten organisieren. Es gibt viele Ideen und auch schon Kooperationspartner. Die Thüringer Staatskanzlei möchte das Projekt sehr gerne unterstützen, aber nur, wenn die Stadt Hildburghausen mit im Boot ist. Jedoch fehlt von der Stadt derzeit noch das Bekenntnis dafür. Es ist die einmalige Möglichkeit, hier kulturelle Infrastruktur für Theaterarbeit finanziert zu bekommen. Von der Entscheidung der Stadt hängt die Zukunft der Jungen Bühne Hildburghausen ab.

Was wünscht ihr euch für die Zukunft in Hildburghausen?

J.A.: Ich würde mir wünschen, dass man Mut entwickelt, zu eigenen Gedanken zu stehen – unabhängig davon, ob mein Gegenüber das nett findet oder nicht. Ebenso würde ich mir wünschen, dass man den Mut entwickelt, konstruktive Kritik als solche zu erkennen und anzunehmen.

D.O.: Ich wünsche mir, dass hier in Zukunft mehr kulturelle Angebote für die Jugend entstehen und gefördert werden. Und dass nicht immer wieder alles aufs Ehrenamt abgewälzt wird.

F.K.: Ich wünsche mir, dass es einen gezielten Ausbau gewisser Infrastrukturen gibt. Dazu gehören der Glasfaserausbau für die Internetversorgung, Radwege, aber auch die kulturelle Infrastruktur. Und die muss natürlich auch angenommen werden. Dafür müssen noch mehr Leute herkommen bzw. zurückkommen. Bei den ganzen Abwanderungsprozessen darf man nicht vergessen: die Leute sind nie ganz weg. Sie bilden einen Transmissionsriemen zu urbanen Kulturen und anderen Erfahrungen. Ich fände es auch gut, wenn die Region sehr viel mehr auf den Öko-Trip käme, denn es ist hier eine sehr naturverbundene Gegend.

Wir wünschen euch viel Erfolg bei eurer Arbeit und danken für das Gespräch!

/// Interview: Thomas Putz und Alexander Platz

junge-buehne-hildburghausen.de

schloss-weitersroda.de

kulturkonzept-hbn-son.de

Martin Geisler

ZAUBER DER MEDUSEN

www.augenscheinlicht.de

Der allseitige Abgang im April, 1 Uhr nachts

Die welken Straßen, die genässten Zysten,
Das Ächzen in den Beckenrandgebieten,
Die kalten Töpfe, die verschwemmten Viten,
Das Fauchen in den grauen Baugerüsten.
Das Ächzen und das Fauchen und das Rinnen,
Das schwarze Rinnen in den Regenrinnen.

Die Wände brechen auf, die Lampen platzen,
Und etwas frisst die Imbissbude im April,
Den Damm, den Dom, den Dutt, den Dr. phil.
Sie alle gehen ab, man hört ein Schmatzen.
Im Erdgeschoss verfließt ein weicher, fetter,
Ein aufgelöster Mann vorm Fernsehwetter.

Die Kräne stürzen um, die Ritzen blitzen,
Und etwas schnappt nach den Paketzustellern:
Man hört das Kollern in den feuchten Kellern,
Das Schreien und das Schlitzen und das Spritzen.
Man sieht acht Männer an dem Blitzableiter,
Der Mond wird aufgefressen und so weiter.

Die Sterne schlagen ein, die Theken knarren,
Drei Männer ordern tapfer einen Schirm,
Den Rum, das Reck, die Ruth, den Regenschirm.
Der Wirt läuft aus, es gluckst wie: Flieht, ihr Narren!
Man hört das Knuspern, man sieht leere Kragen,
Und viel mehr ist dazu auch nicht zu sagen.

Carsten Stephan

Picknick am Waldesrand

Von Dirk Alt

Es war der bislang verschwenderischste Tag eines noch nicht weit fortgeschrittenen Sommers: Die Landschaft, farbenfroh und duftend wie ein Kadaver, lud dazu ein, sich ihr hinzugeben. Diesem Ruf folgte ein schwärmerisches junges Paar in der Absicht, sich am Fuße eines Hügels niederzulassen und zu picknicken – inmitten ungemähten Grases und in Sichtweite dessen, was man Wildnis nennt. Doch die Erhabenheit und Kühle des Waldes, der sich den sanft ansteigenden Hang vor ihnen hinaufzog, der Anschein von Unberührtheit und das Fehlen von Gestrüpp, das ihnen den Weg versperrt hätte, verlockten sie dazu, ihre Wanderung abseits der Pfade fortzusetzen. Als sie die Anhöhe erklommen hatten, dehnte sich vor und unter ihnen, wie von der Zivilisation vergessen, ein Teppich in dunstiger Ferne verschwimmender Nadelkronen, der die geschwungenen Hügel und Täler besetzt hielt wie ein lagerndes Heer. Das junge Paar tauschte entzückte Blicke, bevor die Erkundungslust sie tiefer in das Gewölbe des Waldes eindringen ließ, in dem sich heller Tag und finstere Nacht abzuwechseln schienen. Blau prangte der mit Wolkenschmuck verzierte Himmel über den Wipfeln von Tannen und Kiefern, an deren Stämmen das Licht herunterrann, um sich in glitzernden Lachen am Boden zu sammeln, der mit Sand, Gestein und Nadeln ausgestreut war. Wie die Hüter arkaner Heiligtümer erhoben sich hier und dort mannshohe, weiß und violett blühende Fingerhüte.

Umso größer war die Enttäuschung der beiden Wanderer, als ihnen von weitem, aus der Mitte einer lichten Niederung, ein neonfarbenes Iglu-Zelt entgegenleuchtete. Sein Vorhandensein durchkreuzte die erhöhende Illusion, die sich ihrer bemächtigt hatte und noch nicht ganz verflogen war, als ihnen im Näherkommen die Verwitterungsspuren ins Auge stachen, von denen die Kunststoffhülle gezeichnet war. Dies ließ die Enttäuschung der beiden in Neugierde umschlagen: Sie steckten die Köpfe ins Innere und entdeckten dort die von ledrigen Hautlappen umhüllten Gebeine zweier Erwachsener, die im Augenblick des Sterbens, so schien es, beieinander Schutz gesucht hatten. Mit den Armen umklammerte einer den Oberkörper des anderen. Ihre furchtsamen Mumiengesichter waren der Zeltöffnung zugewandt, durch die sich der Tod Zugang verschafft haben musste.

Ihre Entdeckung versetzte den jungen Mann und seine Gefährtin in Unruhe wie ein Vorzeichen, das sie nicht zu deuten wussten. Obwohl von düsteren Ahnungen beschlichen, drangen sie weiter vor, bis sich der Wald unvermittelt erneut lichtete. Gedrängt wie Schaulustige standen die Bäume am Rand eines gewaltigen Kraters, über den sich Rauchschwaden und ein gelblicher Dunst in den Sommerhimmel erhoben. Im Inneren des Kraters quoll eine Masse aus Industrieschrott und tierischen Überresten. Zwischen Schutt, Betonklumpen und Stahlelementen brodelten teerartige Pfützen, in denen sich sterbende Vögel wälzten. Im Morast bunter Plastikabfälle versanken die Leiber von Kühen, Schweinen und anderer, ein elendes Schicksal teilender Geschöpfen: sie versanken und erhoben sich aufs Neue in einem Zustand hoffnungslosen Kampfes und zeitlupenartig gedehnter Agonie.

Der Anblick erfüllte die beiden Wanderer mit einem Schuldgefühl, das sie erstarren ließ, bis die Beschwichtigungen des Verstandes ihre Glieder wieder beweglich machten. Kaum war dies erreicht, wandten sie dem Krater den Rücken zu und entschieden, den Wald in der Richtung zu verlassen, aus der sie gekommen waren. Der junge Mann reichte seiner Gefährtin die Hand, und sie beschleunigten ihre Schritte. Es dauerte nicht lange, bis sie erneut die Niederung durchquerten, auf der das Totenzelt aufgeschlagen war, das inzwischen jedoch ein fabrikneues und wohnliches Erscheinungsbild angenommen hatte. Ein Blick ins Innere enthüllte ihnen, dass die Gebeine verschwunden waren. An ihrer Stelle luden Luftmatratzen und Kissen zum Verweilen ein. Diese Entdeckung bestärkte die beiden darin, ihr Marschtempo zu erhöhen, während sie vergeblich darauf warteten, dass das Aufscheinen von Feldern und asphaltierten Straßen in der Ferne ihnen den

Ausweg in die bewohnte Welt verhieß. Stattdessen aber schien sich das Tann- und Kiefernlabyrinth in die Unendlichkeit zu dehnen. Gleich, welche Richtung sie einschlugen, stets leuchtete ihnen nach kurzer Zeit zwischen säulenartigen Stämmen das Zelt entgegen, das sie geduldig zu erwarten schien. Obwohl ihre Flucht viele Stunden dauerte, schritt die Tageszeit nicht spürbar voran, und nichts deutete darauf hin, dass irgendwann der Abend nahen würde. Gleichgültig warf ihnen der Wald das Echo ihrer Hilferufe zurück, während er sich selbst in Schweigen hüllte.

Erst als ihre Vorräte und Kräfte erschöpft waren, vernahmen die beiden plötzlich, schicksalshaft aus der Stille heraufziehend, die vielfältigen Lautäußerungen einer verborgenen Tierwelt, die wie eine Woge unartikulierten Schreckens über ihnen zusammenschlugen und sie in einem Meer der Schuld ertränken wollten. Ohne dass sich ein einziger Waldbewohner ihren Augen gezeigt hätte, erhob sich zu allen Seiten das feindselige Summen, Knacken und Prasseln der Insekten, von überall her hallten die Schreie der Vögel und das Schnauben, Krächzen und Zischen angsterregender Stimmen herüber. Das Hämmern eines Spechtes durchzuckte die Wanderer mit der Wucht einer Geschützsalve. Wie mit Peitschenhieben trieb der mörderische Chor seine Opfer vor sich her, bis sie erneut die Lichtung erreichten – und das Zelt, das dem Grauen zu trotzen schien, das gleichwohl aber ihren Untergang bedeuten musste. Noch widerstanden sie dem Ansturm. Sie stopften sich zunächst die Finger, dann Sand und Steinchen in die Ohren, und erst als diese verzweifelten Versuche keine Linderung brachten, überwog der Wunsch nach Erlösung alles andere. Mit letzter Kraft zogen sie sich ins Innere des Iglus zurück, wo sie sich aneinanderklammerten und, in Furcht vereint wie schlachtreifes Vieh, ihr Ende erwarteten.

Grafik: Normal Gergely

die amnesie wirbt um neue kunden

im verwarten des veritablen lebens
vor einer trennscheibe aus transparenz
bewirbst du dich für die zukunft
als schorle übersprudelnder möglichkeiten
offen verwässert immerzu mischen
sich die ansprüche mit den erwartungen
eine eigene haltung untergrabend
als luxusgut gedruckt auf ein t-shirt
du scrollst dich durch gezoomte übergrößen
und träumst von taffen statursymbolen
unterm kapuzierenden designermantel
die gemengelage gepantscht vom stetigen jein
animiert die entschieden orientierungslosen
unter einer brücke hinüberzuspringen
an das andere ufer verstellter bedeutung
die ihre gewaltfantasien mit löffeln serviert
golden glänzend in den sonnenkäfig vernarrt
wirfst du dich in die brust der unbelehrten
abschreiben hast du gelernt im zwiespalt
nie aufgeben machst du gelegentlich weiter

Manfred Pricha

Der Ungeschicklichkeits-verbrecher

Von Werner Wanitschek

Herr Normalmeise war Kleinigkeitskrämer. Notfalls auch ein Verbandskastenbesitzer. Seltener allein. Oft zu dritt. Kurz, ein Mittfünfziger aus bestem Hause, aber – kein Grieche. Was das zu bedeuten hatte, können nur all diejenigen ermessen, die ihre Kohlsuppe noch mit einem normalen DIN-A4-Löffel aus gestanztem Zink essen. Wer nicht, kennt nicht die Misere der Landarbeiter im 19. Jh., die doch schon ein Allgemeinplatz geworden ist, so voll sind die Geschichtsbücher damit. Was hat Marx denn gewollt? Wer das nicht weiß, der spürt's zumindest an den reichlich gefüllten Konservendosen unserer Zeit. Und dann klagt man noch über den allmächtigen Marx – alles konnte er schließlich auch nicht machen, er hat mit seinen Büchern den Nährboden gelegt für sein diesseitiges Wohlbefinden, wir müssen aber noch den Rest erledigen – wer sich halt noch Manns genug fühlt, die anderen wollen ihren Privatkommunismus entweder im Staatskommunismus oder in der elfenbeinernen Grabkammer zu vervollständigen suchen. Glück auf! Sag ich denen nur. – Jedem seinen Talisman. Auch Otto Normalmeise, wie wir ihn nennen wollen, hatte einen. Es war eine Gießkanne, die er Tag + Nacht und morgens, mittags, abends und mitternachts bei sich trug. Die Kanne war klein genug für solche entarteten Zwecke, wie ja überhaupt das Kleine eine Entartungsform an sich ist. Unsere kleine Gießkanne nun war deshalb zu einem solch interessanten Objekt aufgestiegen, weil sie durch eine Dampfwalze platt getrieben worden war, sodass unser Otto Normalverbrecher sie als kleiner Don Quichotte als Vorderpanzerung unter dem Hemd tragen konnte. Diese Gießkanne war einfach strenggenommen ein Erbstück – also teuer, bzw. unersetzlich und sowas trägt man natürlich wenn's geht am Leib und wer kann schon einen echten Talisman so am eigenen Leib erfahren wie Otto Normalverbrecher. So kam es z.B., dass er nie krank war oder etwa sein wollte, seit er die Regenkanne bei sich trug.

Die Mär der Ringe

Von Gerhard Benigni

Um die folgende Geschichte zu verstehen, ist es durchaus von Vorteil, aber nicht zwingend erforderlich, die Artverwandtschaft zwischen Narrwal und Karneval im Detail zu kennen. Tatsache ist jedenfalls: Das Narrenschiff ist übervoll. Überall lauern lauter Narren, die lieber leiser treten sollten. Hier Henrys Maske. Die ist wirklich originell. Er geht als Faust. Knock you, Goethe! Dort Papageno. Ein Narr voller Käfige. Die allgegenwärtigen Fliehkräfte lassen nicht nur gelegentlich ein Witzchen entfleuchen. Die geplante Flucht nach vorne geht gewaltig nach hinten los und endet nach der Beutelei auf der Bounty in der Karibik. Ich bin längst nicht mehr Herr der Lage, sondern ringe mit den Zusammenhängen. Lieber Captain Sparrows Ohrringe als Augenringe. Das wusste schon Aragorn. Moment mal. Ara Gorn? Ja, der Papagei von Captain Jack Sparrow. Cut. Völlig falscher Film. Hit the road, Depp.

Ich bin doch aus einer ganz anderen Generation. Der New-Age-Generation. Und die Wahrheit über Gandalf weiß ich auch: Er heißt eigentlich Heinz Strobl, kommt aus Österreich und ist Musiker. Ja, da tun sich Abgründe auf. Erdenklang und Sternentanz mit Seelenharfe statt Mittelerde und Abendstern im Elbenwald. Ach, wie gern würde ich jetzt die Miene von Moria sehen, wie blöd sie schaut. Dass Gandalf ganz andere Saiten aufzieht, damit hat sie bestimmt nicht gerechnet. Und die übrigen Gefährten wohl auch nicht. Only fools are flying. Ist nicht von Gandalf. Und dass er den Narrhala-Marsch komponiert hat, das wage ich ebenfalls zu bezweifeln. Aber egal, sowieso nicht mainz. Bestenfalls Polonaise. Und die nur mit Spaghetti.

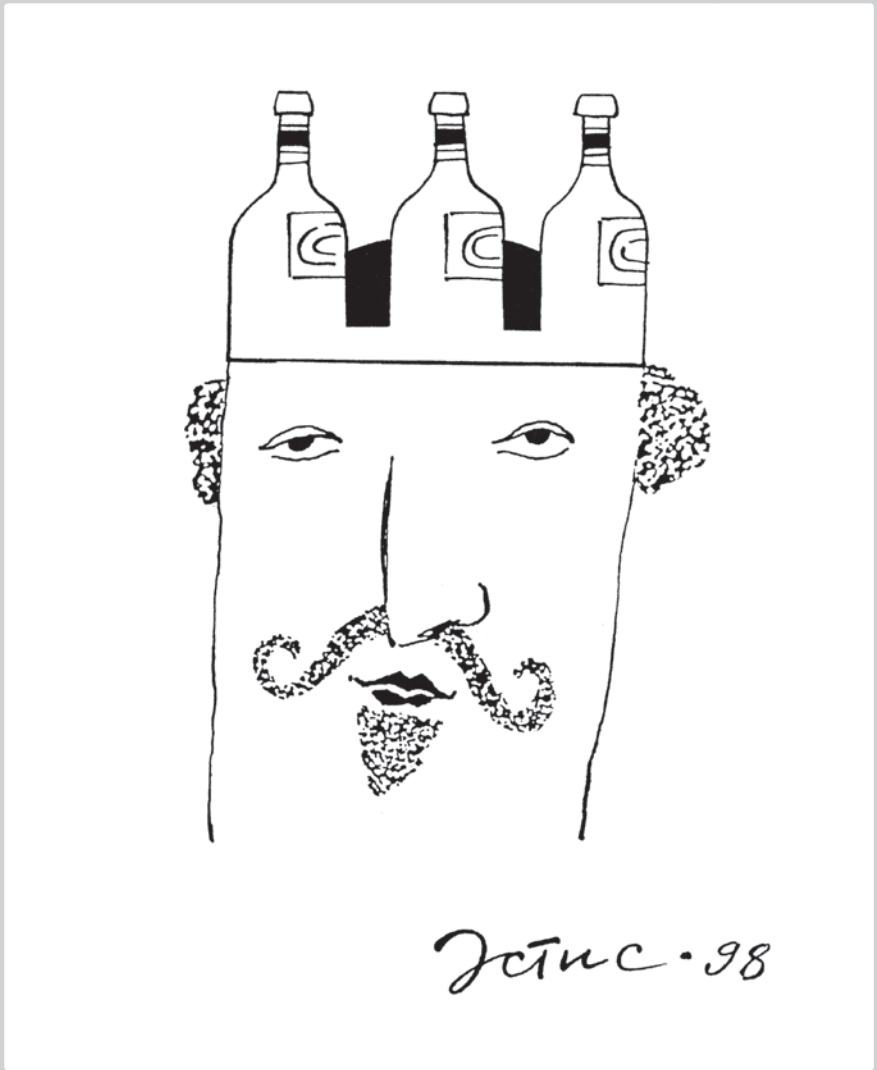
Auch nicht von Gandalf: Valari und Valara und Ring of Fire. Fire and Ice. Nein, DJs legen keine Eisbeutel auf. Und diesen schwer gebeutelten Frodo, den verbinde ich auch eher mit Musik als mit Film. Oder hieß der Typ Codo, der anno dazumal mit DÖF im Sauseschritt durchs All düste? Frodo aus der Ferne, Beleuchter der Sterne. Frodo aus der Mitte, im Zeitalter der Dritte. Womöglich sind es gar die Ringe des Saturn, um die sich alles dreht?

Doch zurück auf Arda. Lauter gimlige Typen lurtzen da herum. Viele davon mit einem Hobbit-Habitus. Ein Mann mit dem Namen Saruman, dessen Filmstimme ihm Christopher Lee, kann seine Ähnlichkeit mit Dracula unmöglich leugnen. »Hast auf einen Brandy Bock?«, fragt er in dieser Szene kurz vor dem letzten Fluchtachterl. Eine Bloody Mary hätte sich Tuk wohl einreden lassen, aber doch keinen Brandy. Wie gesagt: Narren, Narren, Narren, nichts als Narren. Und dann läuft da auch noch dieses Rennschwein namens Rüssel durch das Dickicht von Oromes. Oder heißt die Sau Ron? Weit weniger Schwein hat Elrond. Bei ihm geht stets alles zu Bruch. Talentiert ist er wahrlich nicht. Einen ebenso verwirrten Eindruck macht Boro mir. Wenn da nicht das doppelte Ringlottchen aus dem Frauenland gewesen wäre. Bei Caspar, Balthasar und Melkor, ich werde die Ringgeister, die ich nie rief, nicht mehr los. Ich bin mitten im Verwechseln.

Auch mit auf dem Gefährtengefährt zwei Engel auf Ardan: Galadriel und Undomiel. Sie sind vom Fluchtweg abgekommen und fragen sich im Engelschor: »Wenn man bei Gollum rechts abbiegt, dann kommt man doch nach Beutlin, oder etwa nicht?« Doch Celeborn, die Stimme ihres Navis, antwortet bloß: »Gollum? Ich kenne kein Gollum. Meinten Sie Golling? Beutlin? Ich kenne kein Beutlin. Meinten Sie Berlin?« Ja, ja, wenn Engel reisen. Mir kommt das ohnehin alles spanisch vor. Doch als ich dann von Lego las, hab ich für mich begonnen, ganz langsam von Anfang an Baustein für Baustein zusammenzusetzen. Als chronischer Legosteniker ergab sich für mich sofort eine Elbdisharmonie in dieser fiktiven Welt namens Arda. Deren Entstehung lässt sich übrigens durch eine simple Vokalverschiebung auf den Planeten Erde zurückführen. Alles in allem zeigt sich folglich eine sehr turbulente Handlung und ein Mordorspaß. Gamdschie! Gesundheit! Und wenn sie nicht bei Torben sind, dann flüchten sie noch heute.

An dieser Stelle stellen sich berechtigterweise zwei entscheidende Fragen: Flieht Woodmac und ist Narrenvolk unter uns? Oh, ich hab vergessen, ich bin ja ganz alleine hier in meiner Zelle, ich Narr. Aber vielleicht wollen sie mich rauslasse? Sonst bleibt mir nur noch die Flucht. Game over, ihr Thrones, ihr Orks, ihr Istari, ihr Zwerge und wie ihr noch so alle heißt!

P.S.: Nichts für ungut, lieber Herr Tollkühn, ich hab's nun mal nicht so mit Namen und Zusammenhängen. Im Übrigen würde es mich sehr freuen, wenn Sie auch einmal etwas über Frauenringe schreiben könnten.



Grafik: Oleg Estis

Gerhard Phantom, der Opa

Es lebte einst ein Mann, Gerhard »Phantom, der Opa«.
Zumindest nannte man ihn so – ob seiner kränklichen Gestalt,
dem buckeligen Gang, der Falten und dem lichten, grauen Haar.
Was half's ihm da, dass er erst Ende zwanzig war:
Er galt als stets genau so alt, wie's Kind ihn auf der Straße schalt.

Und nicht nur das – sein Spiegelbild fand ähnlich klaren Ton:
»O schau dich an: Was bist du eingebrochen …, Dieb im eig'nen Leibe!
Der Alkohol als Brechstange, nimmst du, im Dienst der Depression,
dich völlig aus, verfällst du dem Verfall, dem Eigenhohn,
als Reaktion auf den Verlust von Liebe, Job und Bleibe.«

O Gott ist ein Sarkast, denn großes Glück erzeugt oft böses Blut.
Die Romy war's, des Fährmanns Kind, die Gerhard einst berührte,
was so sehr bei ihm Wellen schlug, dass er wie eine wilde Flut
– anstatt bei ihr zu stranden, – ihren Strand, ihr Land umspülte, was akut
sie unter Wasser setzte, die alsbald schon nichts mehr spürte.

Und's kam, wie's kommen musste: Romy fiel
dem allernächsten Jüngling um den Hals, hielt sich dort fest
und hob die Beinchen an, dass drunten Gerhards Wellenspiel
nicht mehr an ihre Waden schlug, und im Gefühl
des Rückgangs, sinnlos schäumte nur – wie zum Protest.

Und der versiegte nicht: Er rief sie an, er schlief vor ihrer Tür,
er schrieb ihr Briefe und erfand sich immer wieder neu,
um immer neue Worte, Wege, Weisen anzuführ'n, die ihr
beweisen sollten: »Du. Ich liebe dich. Im Jetzt und hier
und ewiglich. Und ob du fort bist oder nicht: Ich bleib' dir treu.«

Und zwischen seiner Gesten Flut lag er, ganz Ebbe, brach im Bett
und trank und brach ins Bett und brachte and'res nicht hervor
als Rotz, Gebroch'nes, Herz und Schweiß; er trank und aß, er wurde fett,
warf üble Schatten an die Wand, zog Furchen im Gesicht. Als hätt'
der Zahn der Zeit ihn angenagt, als klopfte er ans Himmelstor.

So wurd' er alt und älter, während Wochen nur vergingen:
Die dunklen Stunden haben auf dem Zeitstrahl mehr Gewicht.
Denn Stillstand ist die Spanne zwischen dir und schönen Dingen.
Und wenn das Schönste schwindet, hören deine Zeiger auf zu schwingen –
zwar zieht dann Zeit nach außen schnell voran, nach innen nicht.

So nahm man Gerhard, wenn man ihn mal sah, als alten Opa wahr,
der so wie ein Phantom vorüberzog, um dann und wann besoffen
vor Romys Tür zu steh'n, die lange ausgezogen war,
und dort, vernebelten Gemüts und dennoch völlig rein und klar,
zu klopfen und zu hoffen.

Jan Lindner

In den Straßen von Dublin

Von Till Bender

Man hat größere Aussichten, auf dem Marktplatz in Apolda einen Yeti einen echten Rettich kaufen zu sehen, als mal einen echten inneren Monolog zu hören. Das liegt nicht nur daran, dass der innere Monolog seiner Natur nach eben innerlich stattfindet und erst in Erscheinung tritt, wenn ihn jemand aufschreibt bzw. eigentlich vorliest (genau in welchem Moment er nicht länger innerlich ist), sondern auch an seiner unerhörten Unnatürlichkeit! – als würde das, was jemand zu sich selber sagt, so ordentlich linear vor sich gehen, dass man es angemessen in Form von durch und durch syntaktisch, semantisch und auch noch orthographisch geregelten Wortfolgen wiedergeben könnte. Da müsstet ihr mal in meinen Kopf gucken, wenn mir was durch ihn geht.

Selbst wenn ich konzentriert und diszipliniert über etwas ganz Bestimmtes nachdenke, versuche, eine Aufgabe zu lösen oder mir einen Zusammenhang zu erschließen, kann da von einer Linie keine Rede sein. Nicht mal von einer verschlungenen. Meine inneren Monologe ähneln eher einem diffusen, brodelnden Gebräu, sind mal mehr Mischwald, mal mehr Feuerwerk, Mühlweiher oder Eintopf. Da gibt es zwar durchaus manche Anteile, die ich kontrollieren kann oder wenigstens dirigieren, aber vieles passiert auch weitgehend autonom, erratisch, vor allem aber zugleich und mit jeder Menge anscheinender Neben- oder Abfallprodukten. In jedem Fall unaufschreibbar. Und wäre es aufschreibbar, so bliebe es doch unzumutbar.

Als den Schriftstellern auffiel, wie artifiziell und synthetisch innere Monologe sind, erfanden sie den Bewusstseinsstrom. Der ähnelt den Vorgängen beim Mit-und-für-sich-selber-Denken viel mehr als der völlig absurde innere Monolog (ist daher auch sehr viel mühseliger zu lesen), kann aber noch immer längst nicht als adäquate Abbildung dessen gelten, was er abzubilden vorgibt.

Denn wenn er auch andere, vorgeblich denk-ähnlichere oder auch mal gar keine Satzzeichen und eigene, manchmal arg verschwurbelte Wortschöpfungen enthält und assoziativer unstrukturiert ist, besteht er immer noch aus Wörtern, und nicht aus fischoiden Kreaturen, die andere fischoide Kreaturen verschlingen, Efeu-umrankten, tief im Boden verwurzelten Stämmen, heißem Petersilienduft und explodierendem Licht. Ich mache immer einen großen Bogen um solche Geschichten. Als Kind wollte ich Journalist werden.

Das war während oder kurz nach meiner belgischen Phase, also, als ich viel Tim und Struppi gelesen habe – um die Welt reisen, mit coolen Freunden Abenteuer erleben und eben: Dinge herausfinden und Geheimnisse aufdecken. Schon auch gefährlich, sonst wären es ja keine Abenteuer, aber nicht so zynisch, gnadenlos und hartgesotten wie ich in meinen Los-Angeles- und San-Francisco-Phasen gewesen war, als ich viel Raymond Chandler und Dashiell Hammett gelesen hatte. Sam Spade und Philip Marlowe fanden auch immer Dinge heraus und deckten Geheimnisse auf, allerdings immer in Schatten und Düsternis. Bei Tim und Struppi gab es kaum Schatten. Auch nicht im Zeichenstil. »Ligne claire« nennt man das: Klare Linie, keine Schatten keine Schattierungen, vereinfachte Figuren mit klaren Konturen. Guckt euch die Bilder mal an.

Stellt sich die Frage, ob mit solchen Bildern auch eine vereinfachte, schattierungsarme, klar konturierte Weltsicht einhergeht. Könnte schon sein. Über den Rassismus in den Geschichten habe ich damals einfach hinweggelesen. Und in meiner vereinfachten Weltsicht stellte sich mir die Sache so dar, dass man zu den Guten gehört, wenn man zu Schwarzen Neger und nicht Nigger sagt. Das wiederum hatte ich von Old Shatterhand gelernt. OLD SUREHAND I. In der Auseinandersetzung mit Old Wabble. Dem aus den Büchern, versteht sich. Über neunzig, »König der Cowboys« genannt, mal Gefährte, mal Schurke. Trapper und Rassist:

»›Pshaw! Ein Schwarzer, ein Nigger!‹

›Nigger? Neger wollt Ihr wohl sagen, Mr. Cutter!‹

›Nigger habe ich gesagt. Habe das Wort all mein Lebtag nicht anders ausgesprochen.‹«

Lest mal nach. Ende von Kapitel drei.

Jedenfalls wollte ich Journalist werden. Ich trug immer Notizblock und Bleistift mit mir herum und wünschte mir ein Diktiergerät. Als ich mit meinen Eltern im Urlaub nach Frankreich fuhr, wurde ich Auslandsreporter und interviewte die Leute in dem Gasthaus, in dem wir wohnten. Ich stieß auf unterschiedlich ausgeprägte Bereitschaft, mich und mein berufliches Fortkommen zu unterstützen.

Eines Nachmittags in der Schankstube erkannte der Wirt wohl mein aufrichtiges Interesse an seinem Ort, dessen Geschichte und den Menschen, die dort wohnten, deutete auf einen Mann mit speckiger Mütze und an den Ellenbogen blankgescheuerter Cordjacke, der allein an einem Tisch über einem Gläschen Roséwein saß und sich eine Zigarette drehte, und stellte ihn mir als die Hauptfigur der folgenden Begebenheit vor, die sich viele Jahre zuvor so zugetragen hatte: Es war Winter. Und es war Krieg. Und es wollte nicht aufhören zu schneien. Hoch oben in den Bergen war eine kleine Gruppe tapferer Männer immer weiter taktisch vor einem übermächtigen Gegner zurückgewichen, um auf diese Weise unverhältnismäßig viel Kampfkraft des Feindes zu binden. Doch schließlich war ihnen vierhundert Meter unterhalb des rettenden Passes durch einen Lawinenabgang der Ausweg genommen worden, sie wurden eingekesselt, und der Proviant ging ihnen aus. Für die Männer hieß es: verhungern, erfrieren oder sich aus der Deckung begeben und erschossen werden. Die Situation schien ausweglos. War aber einer unter ihnen, der sagte: »Hat uns eine Lawine in diese missliche Lage gebracht, soll uns auch eine Lawine wieder heraushelfen.« Und er erzählte seinen Kameraden, was er sich überlegt hatte.

Kaum eine halbe Stunde später, das letzte Tageslicht war der Nacht gewichen, hörte der Feind von dort, wo man verzweifelte, in der Falle sitzende Männer, die ihren unausweichlichen nahen Tod vor Augen hatten, wähnte und nichts tun musste, als ihnen den Weg hinunter ins Tal zu versperren, ausgelassenes Gelächter und ein fröhliches Singen wie auf einem Dorffest. Alle Aufmerksamkeit wurde so für eine Weile auf eine bestimmte Stelle gerichtet, bis man achselzuckend vermutete, die Männer hätten den Verstand verloren und könnten am anderen Tag umso leichter niedergemacht werden. Niemand hatte den einen bemerkt, der im Schutz der Dunkelheit an ihnen vorbei war, nicht hinab ins Tal, sondern weiter hinauf, wo nun weit über ihnen ihr eigenes Verderben vorbereitet wurde. Allein, große Taten werden oft durch kleine Ereignisse bewirkt – oder verhindert: Bevor der Mann sein Vorhaben in die Tat umsetzen konnte, löste sich unter seinem Fuß ein Gesteinsbrocken aus der Wand, die er emporstieg, – ohne eine Lawine auszulösen. Sie bemerkten ihn, erkannten im Licht des inzwischen aufgegangenen Mondes, in welcher Gefahr sie schwebten und schickten einen Mann hinter ihm her, ihn unschädlich zu machen. So erreichte er nicht sein Ziel, aber sein Ziel erreichte er schon, denn seine Männer nutzten die Gelegenheit, in der allgemeinen Aufregung den Ring der Feinde zu durchbrechen, und retteten sich in jener Nacht alle heil ins Tal. Der eine geriet in Gefangenschaft, die er heil überstand, und bekam nach dem Krieg einen Orden.

Das war eine Geschichte nach meinem Geschmack. Aufgebrochen als Reporter, war ich jetzt Kriegsberichterstatter. Und ich wusste jetzt, wie Helden aussehen: Sie waren alt, hatten überall Falten und Flecken in der Haut und tranken Roséwein.

Ich ordnete meine Notizen und gab meinen Eltern meine Reportage zu lesen.

Irgendwann während der verbleibenden Tage unseres Aufenthalts unterhielten sie sich mit dem Wirt darüber.

Auf der Rückfahrt rückten sie mit der Sprache raus: Unter Umständen hatte ich den Wirt nicht in allen Details ganz genau verstanden. Unter Umständen war der Mann in dem Lokal auch einer von denen gewesen, die die anderen eingekesselt hatten. Und zwar der, der dem anderen hinterhergeklettert war. Der hatte wohl auch einen Orden bekommen. Oder vielleicht auch bloß der. Lässt sich heute nicht mehr so einfach feststellen.

Immerhin, meine Eltern sprachen viel besser Französisch als ich damals.

Ich mag die Vorstellung, dass beide Orden bekommen haben, die ganz ähnlich aussahen, auf die sie ihr Leben lang fürchterlich stolz waren, und als sie starben, haben ihre Erben nichts mit dem alten Plunder anfangen können und sie verkauft. Vielleicht an einen Händler, der sie irgendwann auf einem Flohmarkt zwischen dutzenden anderen

Ehrenzeichen angeboten und an einen Sammler weiterverkauft hat, bei dem sie jetzt nebeneinander in einer Vitrine hängen. Dieselbe Geschichte, kristallisiert in zwei Stücken Metall, die solange dieselbe Sache repräsentieren, wie man ihren Inhalt ignoriert. Sobald man aber auf den guckt, zerfällt sie in zwei Vehemenzen, die mal ihre gegenseitige Auslöschung zum Ziel hatten.

Ich hau mich weg!

Überhaupt – Orden. Das bringt mich wieder auf die Sache mit der Moral … Ich hab das schon mal gesagt, aber wie es bei WIR KÖNNEN AUCH ANDERS so richtig heißt – »Sind doch auch neue Leute da, die wollen das auch mal hören«: Moral ist nie was anderes als ein billiger Orden, den man für an den Tag gelegtes Wohlverhalten angeheftet kriegt, das irgendwelchen anderen Leuten nützt. Könnt ihr jede moralische Tugend nehmen, die ihr wollt – Geduld, Tapferkeit, Bescheidenheit. Funktioniert immer. Steht dir ein Käsebrot zu, und du willst eigentlich auch eins haben, nimmst dir aber keins, nennt man dich bescheiden. Du bekommst diesen kleinen Orden, aber kein Käsebrot. Wenn du gar kein Käsebrot wolltest, kriegst du auch keinen Orden.

Wenn du was ohne zu meckern machst, bis es fertig ist, ist das noch nicht Geduld. Den Orden kriegst du erst, wenn alle glauben, du wolltest eigentlich, dass die Sache schneller geht.

Immer gucken, wer da was davon hat und ob man da damit einverstanden ist! Und ob nicht eigentlich reichlich Käsebrote für alle da wären. Oder da sein könnten. Ob da womöglich jemand davon profitiert, die Käsebrote zurückzuhalten!

Der Orden ist eben nicht nur ein Stück Blech. Er ist auch das glitzernde Ende eines miesen Tricks, angewandt von Leuten, die ein Interesse daran haben, dass die Menschen ihr Leben einsetzen, nicht meckern und mit wenig Käsebroten auskommen.

Und wenn euch jemand was anderes weismachen will, dann flieht, ihr Narren. Und jetzt raus hier, es ist Zeit für Opas Mittagsschläfchen.

Stumm

nur
Figuren
des Augenblicks
leben wir leise
ganz kurz
auf dem Schorf
der Erde

bedeutungslos
liegen wir
dann
ganz kurz
in einer Hängematte
voller Dummheiten
lassen uns
schweigend
gemeinsam
in Dreckslöcher
führen

dort fressen
lieben
singen und saufen
wir
und lernen
verdammtnochmal
nichts
aus den Fehlern
unserer
Sprachlosigkeit

Harald Kappel

Martin auf dem Schicksalsberg

Von Clemens Bruno Gatzmaga

Immer wenn ihn die wöchentliche Arbeitsroutine anzuöden begann – also spätestens dienstagnachmittags – verlor sich Martin stundenlang in den Tiefen des Internets.

Er las dann die neuesten Artikel der eingängigen Nachrichtenportale, scrollte durch die sozialen Netzwerke, spielte Browsergames, oder besuchte die eine oder andere Schmuddelseite.

Um sich dabei nicht erwischen zu lassen, hatte er selbstverständlich einige Vorkehrungen getroffen. Denn Martin war ja nicht blöd. So fand er beispielsweise heraus, mit welcher Tastenkombination er im Nu seinen Bildschirm ausschalten konnte, wenn sich jemand seinem Arbeitsplatz näherte.

Nur manchmal, da beschlichen ihn gewisse Schuldgefühle. Schließlich behauptete er von sich selbst, ein ordnungsgemäßes, ja durch und durch rechtschaffenes Leben zu führen. Nicht zuletzt deswegen erfreute er sich unter den Kollegen größter Beliebtheit. Immer war für einen Spaß zu haben. Nie eckte er an.

Was würde man also von ihm halten, wenn man herausfand, was er da so trieb, an seinem Arbeitsrechner? Und selbst wenn man es nicht herausfand: Wog der Betrug dann nicht ebenso schlimm?

Wenn ihn sein Gewissen derart plagte – was freilich selten vorkam – schloss Martin pflichtschuldig seinen Browser und füllte die Excel-Tabellen aus, wie es ihm aufgetragen war. Allein, nach wenigen Minuten war auch diese Arbeit schon wieder getan. Während das Telefon stumm und das E-Mail-Postfach leer blieb.

Die Miene seines Kugelschreibers hinaus und wieder hinein fahren lassend, trippelte er mit den Füßen auf dem Boden herum und schaute aus dem winzigen Bürofenster, durch das kaum Licht fiel. Endlich öffnete er erneut seinen Browser und tauchte wieder in die bunte Welt des Internets ein.

Und so ging es hin und her, Tag für Tag, Woche für Woche. Längst hatte er gelernt, sich mit den Dingen abzufinden. Ich sollte zufrieden sein, sagte er sich, wenn er pünktlich um 17 Uhr seine Karte abstempelte und das Büro verließ.

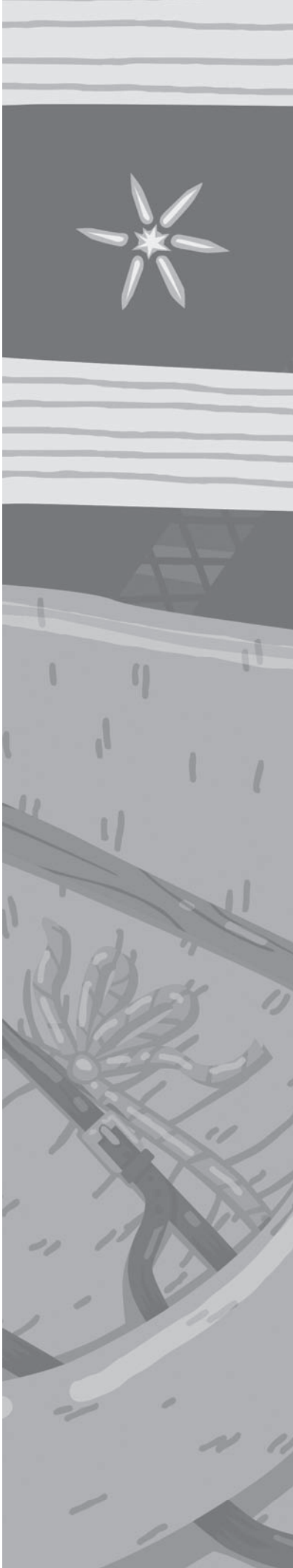
Eines Tages jedoch – er befand sich gerade wieder auf einer seiner digitalen Erkundungstouren – da stieß Martin auf ein Video, das sein Leben ordentlich ins Wanken bringen sollte.

***

An jenem Tag hatte er sich – ohne es recht zu wollen – in den Weiterempfehlungen von YouTube verloren. Dabei war er eigentlich nur auf der Suche nach einem Trailer für einen neuen Kinofilm gewesen. Stattdessen landete er bei einer seltsamen »Herr der Ringe«-Filmtheorie.

Ein User stellte darin die Frage, warum Frodo nicht mit den Adlern zum Schicksalsberg geflogen wäre. Sie hätten ihn ja auch ohne Probleme von dort zurück gebracht. Mehr noch, der User behauptete, dass Gandalf – kurz vor seinen Absturz mit dem Balrog von Moria – Frodo eben dies geraten hätte. Im Original, so der User, hieße es nämlich nicht »flieht, ihr Narren!«, sondern »fly, you fools«.

Martin erschrak nicht schlecht. Wie oft er die Filme gesehen hatte, er wusste es kaum zu zählen – jedenfalls viel zu oft. Doch auf diesen Gedanken war er noch nie gekommen. Er zermarterte sich den Kopf, wie es die Bücher mit der entsprechenden Stelle hielten. Denn auch diese hatte er mehrfach gelesen. Nur erinnern wollte er sich nicht.



Wann hatte er das letzte Mal eines der Bücher in den Händen gehalten? Es musste Ewigkeiten her sein. Damals arbeitete er noch nicht bei der Stadtverwaltung. Trug noch keine Wampe vor sich her. Und war noch keine Ehe eingegangen, die einem Scherbenhaufen glich.

Damals, zu Studienzeiten, da galt er noch als Einzelgänger. In den Seminaren sah man ihn üblicherweise in der ersten Reihe sitzen. Mit dem Arm in der Luft halb über den Tisch gelehnt, in der Hoffnung vom Professor endlich drangenommen zu werden. Manchmal schnippte er unter den bösen Blicken der Kommilitonen gar mit den Fingern. Oder gab stöhnende Laute von sich.

Mehrfach schimpfte man ihn einen Streber, oder machte sich über ihn lustig. Aber er gewöhnte sich daran. Und zog sich mehr und mehr in seine Phantasiewelten zurück. Die Bücher Tolkiens wurden ihm in dieser Zeit zu besten Freunden. Im Auenland fand er endlich die Geborgenheit, die ihm das Studentenleben versagte.

Mit Wehmut dachte er jetzt an damals zurück. An die Tage in seiner Bücherhöhle, in der er Eldarin, die Sprache der Elben, gelernt hatte. An die Tage, an denen er selbst zum Helden aufstieg. Und an Frodos Seite zum Schicksalsberg wanderte.

Wenn es auch keine einfache Zeit gewesen war – irgendwie vermisste er seine alten Träumereien. Seine alten Freunde aus einer anderen Welt, die ihm immer treu zur Seite gestanden hatten. Wie viel Kraft man doch daraus ziehen konnte, wunderte er sich, niemandem gefallen zu müssen.

Aber nun kam wie aus dem Nichts dieser YouTube-User mit dem dämlichen Namen daher und behauptete, Frodos ganze Reise sei überhaupt nicht nötig gewesen. Was erlaubte er sich? Martin wurde darüber ganz anders.

***

Auch nach Feierabend ließ ihn die ganze Sache nicht los. Das Abendessen rührte er kaum an. Saß nur da und stocherte lustlos mit seiner Gabel darin rum. Bis er die fragenden Blicke am Tisch bemerkte und sich dann doch dazu entschied, alles runter zu würgen.

Abwesend kauerte er später auf dem Sofa und starrte auf den Fernseher. Irgendein Schund lief. Während es in seiner Brust sonderbar zu ziehen begann. Was war nur mit ihm los? Er konnte es sich kaum erklären. So in etwa mussten sich die Gefährten gefühlt haben, dachte er, wenn sie von den Nazgûl, den Wesen des Schattens, mit ihrem schwarzen Atem bedrängt wurden.

Endlich neigte sich der Tag dem Ende zu. Martin hoffte, dass er über die Nacht alles hinter sich ließ. Dass ein neuer Tag ihm einen frischen Blick auf die Dinge brachte. Doch er konnte nicht einschlafen. Hellwach lag er am äußeren Rand des Bettes, an den ihn seine Frau vor Jahren verbannt hatte, sah an die Decke und dachte nach.

Wenn sich tatsächlich die Möglichkeit ergeben hätte, wie der YouTube-User behauptete, hätte Frodo dann wirklich die Adler zur Hilfe genommen? Hätte er auf den ganzen Schmerz seines Marsches, aber somit auch auf das ganze Abenteuer verzichtet? Was hätte er, Martin, an Frodos Stelle getan?

Wenn er jetzt so darüber nachdachte, dann behagte ihm diese Frage ganz und gar nicht. Er fühlte sich auf seltsame Weise ertappt. Als hätte sich jemand Eintritt verschafft zum Zimmer seiner tiefsten Geheimnisse. Als läge mit einem Mal alles offen da, was er über die Jahre sorgsam in sich verborgen hatte.

Ärger wallte in ihm auf. Wie sehr kotzte sie ihn plötzlich an, seine eigene Bequemlichkeit. Ihm war, als lebte er wie ein Gefangener in einem selbst gebauten goldenen Käfig. Wie einer, der immer den Weg des geringsten Widerstandes einschlug, anstatt ein für alle Mal sein Leben selbst in die Hand zu nehmen.

Da packte es ihn. Morgen, hob seine innere Stimme entschlossen an, morgen starte ich neu. Mit meiner Frau werde ich ein klärendes Gespräch führen. Alles aussprechen, was zwischen uns steht. Und dann werden wir Urlaub machen. So wie wir es uns immer ausgemalt haben. Richtig Urlaub machen. Werden nach Neuseeland fliegen. Und uns auf die Spuren Frodos begeben.

Aber erst einmal, dachte Martin während er sich schwerfällig auf die Seite drehte, sollte ich eine Nacht darüber schlafen.

Grafik: Jana Rabisch

Die Kandiszuckerberg-Behörde

Von Hansjoerg Rothe

»Die Stasi ist mein Eckermann«, sang einst Biermann und Erich Loest stellte 16 Jahre später fast gerührt fest, dass in seinen Gauck-Akten hunderte, vor Jahren geführte Gespräche Wort für Wort aufgeschrieben und für die Nachwelt bewahrt worden waren.

Dabei glaubt jedermann heute, Eckermann sei Goethes Diener gewesen oder sein Sekretär. Beides stimmt nicht – Eckermann archivierte Goethes Gespräche vollkommen unentgeltlich. Er tat es zum Wohle der deutschen und europäischen Kultur, der Gesellschaft, der Nachwelt – auch sein Name sollte in ehrender Erinnerung bleiben, das Gute sollte am Ende ein klein wenig gewonnen haben durch seine, Eckermanns, irdische Existenz.

Biermanns Eckermann-Vergleich hinkt also, denn die Stasi-Leute arbeiteten für Geld, für Devisen, für Reiseerlaubnisse gen Westen, manche auch weil andere Stasi-Leute sie erpressten. Jedenfalls nicht zum Wohle der Gesellschaft (obwohl einige von ihnen das sicher glaubten). Wodurch sich natürlich die Frage aufdrängt: Wäre Eckermann bereit gewesen, auch Biermanns Gespräche unentgeltlich zu archivieren? Oder anders gefragt – woran erkannte Eckermann, dass sich im Falle Goethes die Mühe lohnen würde? Nun, außer auf sein eigenes Urteil konnte er sich auch auf das seiner Zeitgenossen verlassen. Und da war die Sache klar. Goethe bekam ziemlich viele Likes, so to speak, auch im Ausland. Jeden Tag erreichten ihn Briefe, viele Besucher reisten nur wegen ihm nach Weimar – in Pferdekutschen, FCOL! – und machten ihre Aufwartung.

Doch zurück zur Gauck-Behörde. Viel ist seit ihrer Gründung über die Stasi-Leute geschrieben worden und die von ihnen Bespitzelten, doch wenig über die Enttäuschung all derer, deren Anfrage an die Gauck-Behörde mit dem Ergebnis endete: keine Akte vorhanden. Diese Enttäuschung wog nicht leicht, denn nur zu oft folgte sie auf Jahrzehnte voller unerfüllter Hoffnungen und Pläne, die in diesem einen Moment zusammengedrängt plötzlich wieder so präsent waren wie ehedem. Nur zu oft glaubten die Enttäuschten Grund zu der Annahme zu haben, der eben zum Geltungsbereich des Grundgesetzes beigetretene Staat habe diese Hoffnungen und Pläne böswillig vereitelt. Nicht nur Fließbandarbeit kann sehr eintönig sein, eintönig und grau zogen da die Jahre an so manchem geistigen Auge vorbei … Und das alles ohne einen einzigen, verdammten Aktenvermerk!

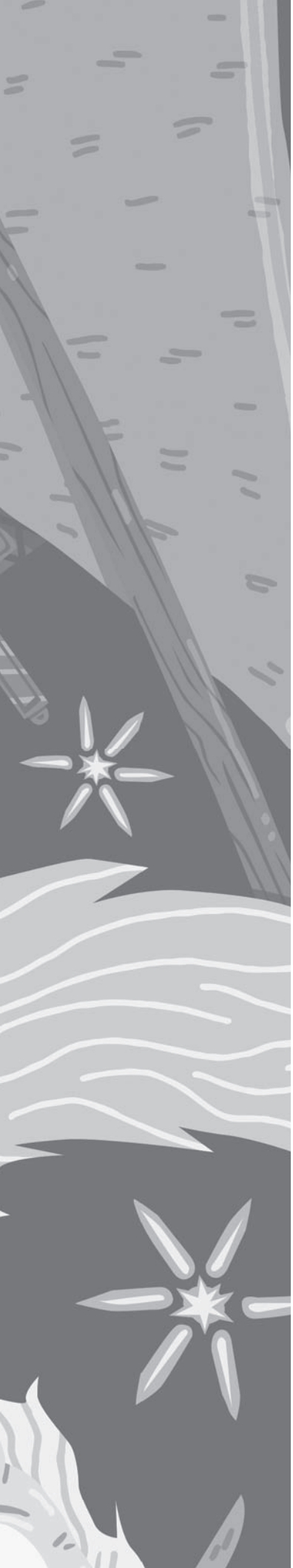
Obwohl noch über ein Jahrzehnt bis zu ihrer Gründung vergehen sollte, warf die Kandiszuckerberg-Behörde in diesen Momenten bereits ihre Schatten voraus. Denn man kannte dieses Gefühl auch in Amerika nur zu gut. Es drückte sich zum Beispiel in Andy Warhols Prophezeihung aus, in Zukunft habe jedermann das »Recht auf 15 Minuten Weltruhm«. Das war 1968 gewesen, als ein durchschnittlicher Computer noch so groß war wie ein Haus. Dabei war es damals nur ein paar Jahrzehnte her, dass der durchschnittliche Amerikaner keinen Pfifferling für Ruhm gegeben hätte und den alten folk song vom »Big Rock Candy Mountain« in der Überzeugung sang, jeder könne seinen eigenen Kandiszuckerberg in der amerikanischen Realität finden, notfalls irgendwo im Westen. Im Gegenteil – von Ruhmsucht Geplagte wurden beargwöhnt, man sang: »'Tis the gift to be simple, 'tis the gift to be free, 'Tis the gift to come down where we ought to be.«

Die Geschenke der Einfachheit und der Freiheit am selbst erwählten Lebensmittelpunkt wogen aber auf einmal nicht mehr schwer genug, jedermann wollte nun ein Biermann sein, Aufsehen erregen, wenigstens eine Seite vorweisen können in der Gauck-Akte des Lebens. Bis zur Idee der Kandiszuckerberg-Behörde war es da nicht mehr weit: Wollte sich partout kein Eckermann finden, musste jedermann eben seine Akte selbst anlegen, mit Daten füttern und up-to-date halten. Die Behörde (die sich zunächst bescheiden als

»Firma« bezeichnete) setzte auf die neuen Medien und stellte unentgeltlich den Speicherplatz zur Verfügung. Sie gestattete jedem Datenlieferanten auch, Antrag auf Einsichtnahme in Akten zu stellen, die Daten von anderen IM's, pardon – Nutzern enthielten. Das ging bei der Gauck-Behörde nur in Ausnahmefällen, bei Personen von »öffentlichem Interesse«. Die Kandiszuckerberg-Behörde machte solche Unterschiede nicht, bei ihr waren alle gleich interessant – sie leitete solche Anträge an die zuständigen Datenlieferanten weiter und die durften entscheiden, ob sie die Akte herausgeben oder nicht.

So etwas war bei der Stasi nur Führungsoffizieren vorbehalten gewesen und damit kommen wir zum wahren Kern der Kandiszuckerberg-Behörde: Sie stellt gewissermaßen die digitalisierte Weiterentwicklung der Gauck-Behörde dar – ihre »Seiten« verhalten sich zu deren Akten wie Wikipedia zur letzten Brockhaus-Druckausgabe. Zweiter entscheidender Punkt: Jedermann ist nun IM und Bespitzelter in einem, Eckermann und Goethe, Blaserohr und Flöte.

Ist das alles zu weit hergeholt? Am Ende meiner Kandiszuckerberg-Geschichte sollte eigentlich vom Planeten Mars ein Männchen daherkommen und ein Gesetz erlassen, das die »Firma« de facto zur Behörde machte – aber vielleicht ist das dann wirklich zu verrückt, um wahr zu sein.



Der Herr der Frauen – Winterschlussverkauf

Von James M.C.

Da stand er nun. Ein zartes Pflänzchen im Angesicht eines unüberwindbaren Sturmes. Seine Glieder zitterten und sein Blut gefror beim Anblick des unfassbaren Grauens. Doch er durfte keinen Schritt zurück, keine Schwäche zeigen. Seine Gefährten zählten auf ihn.

Rückblende.

Freitag, 18:00 Uhr
Andi stand vor einer verwahrlosten Garage in der Essener Vorstadt. Er klopfte an das morsche Tor und kleine Holzspäne rieselten zu Boden. Von drinnen war Bewegung zu hören, jemand stolperte und Glas splitterte. »So 'ne Scheiße! Das schöne Bier.« Dann wurde das Tor einen Spalt breit geöffnet und jemand fragte: »Passwort?« Andi seufzte und erwiderte: »Deine Mutter!« Der Fragesteller zögerte kurz und fragte: »Bist du das, Andi?«

»Ja, wer sonst!«, erwiderte er leicht genervt.

Das Tor wurde unter einem lauten Quietschen angehoben. Andi trat ein und musste aufgrund des dichten Zigarettenqualms die Augen zukneifen. Nachdem das Tor hinter ihm wieder runter gelassen wurde, fing ein schlanker Kerl mit langen schwarzen Haaren und Lederjacke an zu sprechen. »OK, jetzt wo wir alle versammelt sind kann es ja losgehen. Wie ihr alle wisst, sind Andi und seine Herzdame jetzt schon sechs Monate zusammen. Damit das so bleibt und er uns verdorbenen Seelen weiterhin ein glorreiches Vorbild sein kann, habe ich euch herbestellt. Es trägt sich nämlich zu, dass Andis Perle vor kurzem angedeutet hat den nächsten Schritt zu wagen. Nichts Geringeres als die Verlobung der beiden steht bevor. Wie selbst ihr Dumpfbacken euch denken könnt, muss Andi hier größere Geschütze als Liebesbeweis auffahren als einen Gratisburger im Fast Food Tempel. Mit diesen Worten wandte sich Andis bester Kumpel Manni an den kloppsiösen Bolle, der sich die von der Arbeit mitgebrachten Fritten reinstopfte: »Die holde Maid denkt dabei sicher an das im Kaufhaus ausgestellte Reifgebilde mit einem 5-Karat-Brillanten. Für euch Dachpappen übersetzt, einen Goldring mit Klunker. Besagtes Schmuckstück werden wir uns unter den Nagel reißen! Für Andis und Annis Glück! Oder wie es einst ein großer Dichter formulierte:

›Ein Ring, ihn zu knechten,
ihn zu finden,
ins Schlafzimmer zu treiben,
und ewig zu binden.‹

Kommen wir also zum Plan.

Wie ihr wisst, findet am Samstag der berühmt berüchtigte Essener Winterschlussverkauf im MORuhr statt. Andi und ich haben uns als studentische Aushilfskräfte im Schuhpalast eingeschleust. Von hier starten wir Operation Schicksalsbruch. Sobald die Band im Foyer des Kaufhauses die Essener Zechhymne anstimmt, schleichen wir uns aus dem Schuhpalast und …«

Andis Telefon klingelte und er entfernte sich unbemerkt in eine der dunkleren Ecken der Garage.

Samstag, 8:00 Uhr
Andi schloss die Tür seiner Einzimmerwohnung und schlenderte die Treppe bis ins

Erdgeschoss hinab. Von der Straße hupte es lautstark und das Growlen eines zu engagierten Death-Metal-Sängers dröhnte aus den Autoboxen eines tiefschwarzen Golf GT mit der Aufschrift Friedhofsgaukler. Manni, in Essen auch als der Sensenjunge bekannt, parkte vor der Einfahrt des Plattenbaus. Unten angekommen stieg Andi in die Todeskutsche und blickte in das unausgeschlafene, doch vom gestrigen Gelage hochmotivierte Gesicht seines Sandkastenkumpels. Während das Rentnerehepaar aus dem Erdgeschoss bereits mit ausgestrecktem Kruzifix aus dem Fenster schaute und das Vaterunser betete, setzte sich das Höllengefährt in Bewegung und verschwand in Richtung Hauptstraße.

8:30 Uhr
Der Golf GT bog auf dem Angestelltenparkplatz des Einkaufspalastes MORuhr ein. Andi und Manni stiegen aus, schnappten sich ihre Rucksäcke und rannten in das Gebäude. Es blieb nur noch knapp eine halbe Stunde bis zur Ladenöffnung und sie mussten sich noch ihre Arbeitsuniform überziehen. Alles war ruhig und ein einsamer Heuballen rollte über den völlig leeren Kundenparkplatz. Sie folgten der Rolltreppe in den zweiten Stock und betraten den Schuhladen. Im Laden angekommen begrüßten sie den alten Al, den erfahrensten Mitarbeiter, der wie immer völlig verzweifelt auf einem Sessel saß und das Gesicht in den Händen vergraben hatte. »Rothaariges Monster, nutzlose Kinder, fette Füße«, jammerte er vor sich hin. Beide hatten Mitleid, klopften Al auf die Schultern und machten sich an die Arbeit.

Unterdessen verteilte Kalle, angehende Fachkraft für Sicherheitstechnik, im Videoraum des MORuhr liebevoll von seiner Oma gebackene Brownies nach Spezialrezept. Nur wenige konnten dieser Mischung widerstehen.

12:00 Uhr
Das Kaufhaus hatte sich mittlerweile mit Menschen auf Schnäppchenjagd gefüllt. Als der alte Al im Schuhladen mit knurrendem Magen in seine leere Brotdose blickte, ertönte Musik aus dem Foyer des Kaufhauses. Die Band stimmte die Essener Zechhymne an und Andi und Manni machten sich auf den Weg. Der alte Al, der gerade unter Tränen und mit einem silbernen Schuhlöffel bewaffnet zwei besonders fetten Damen in viel zu kleine Schuhe half, bemerkte die Fliehenden. Sein flehender, leidgeplagter Gesichtsausdruck veranlasste Manni zu einem Ablenkungsmanöver für die beiden Kloppsberge, die das Sofa bereits gefährlich nach unten bogen. Zwei Sahnetörtchen, im hinteren Teil des Schuhladens postiert, reichten aus, um den Jagdinstinkt der beiden Olifanten zu wecken. Andi und Manni stützten den überglücklichen Al und verließen mit ihm den Schuhladen. Als sie ihm ihren Plan, für Andis Verlobung einen Ring zu stehlen, beichteten, riet er ihnen davon entschieden ab. Dabei zog er mit leichenblassen Händen das Bild einer rothaarigen Frau aus seiner Geldbörse. »Mein Fluch, kein Schatz! Vier Touchdowns in einem Spiel!«, rief er laut. Doch als Andi ihm ein Bild seiner äußerst attraktiven Freundin Anni zeigte, schien er es sich noch einmal anders zu überlegen. »Wohl an, fünf Gefährten sollt ihr sein«, sprach Manni.

Während die Band im Foyer die Essener Zechhymne anstimmte, briet der dicke Bolle gerade einen saftigen Burger. Bolle quetschte das angebrannte Fleisch mit seinen Wurstfingern in die Brötchen, entleerte eine halbe Flasche Ketchup darauf und berieselte die Kreation mit welkem Grünzeug. Dann zog er einen besonders fetten Klumpen Rotz den Gaumen hinauf und verpasste dem Gourmetburger seinen unverkennlichen Stempel. Sauce à la Schlonz. Nachdem er den Burger verpackt und auf die Rutsche gelegt hatte, blickte er sich rechts und links um, bückte sich und öffnete die Tür unter der Fritteuse. Neben allerlei klebrig-modderigen Fast-Food-Resten und zwei verliebten Ratten standen hier zwei Gasflaschen. Bolle musterte nachdenklich das Etikett mit der Aufschrift »Vorsicht! Leicht entflammbar«, grinste und lockerte den daran befestigten Gasschlauch. Bolle wusste, dass jedes Mal wenn man den Fritteusenkorb aus dem Frittierfett nahm ein kleiner Funken an dessen Halterung entstand. Als er die Türen unter der Fritteuse geschlossen hatte, tauchte er eine Ladung Pommes vorsichtig tief ein, ging zu seinem Chef und meldete sich zur Toilette ab. Der elende Schinder würde es sich nicht nehmen lassen, die verbrannten Pommes aus dem Fett zu nehmen.

Im Videoraum des MORuhrs waren mittlerweile sämtliche Überwachungsmonitore mit Erbrochenem überzogen und ein Kurzschluss in der zentralen Steuereinheit hatte sämtliche Kameras im Gebäude ins Nirvana geschickt. Kalles Kollegen stritten sich schon seit Stunden um die einzige Kloschüssel auf der Etage und zwei von ihnen lagen völlig bekifft im Flur, gaben ihren Ausscheidungsfunktionen nach und kicherten vor sich hin. Kalle saß indes in einem der Sessel vor den Monitoren, rauchte einen Joint und las ein Tittenmagazin.

12:30 Uhr
Al, Manni und Andi waren in der ersten Etage angelangt, kämpften sich durch die Menge bis zur Toilette durch und zogen sich in den Kabinen um. Hier trafen sie auf Bolle, der an einem der Pissoirs stand und ihnen zunickte. Nachdem Manni und Andi ihre Paintballausrüstung angelegt und sich die Sturmmasken übergezogen hatten, gab es einen gewaltigen Knall und der Boden erzitterte. Sie folgten mit Al dem Gang aus den Toiletten und ein grelles, orange-rotes Licht strahlte ihnen entgegen. Die Musik der Band im Foyer war panischem Kreischen gewichen und im MORuhr öffneten sich die Pforten der Hölle. Dort, wo vor wenigen Minuten noch die Burgerbude stand, nährte sich ein Flammenmeer am Kaufhaus. Die Drei verließen die erste Etage, folgten dem Strom der Flüchtigen und bogen im Erdgeschoss zum Juwelier ab. Hier angekommen wurden sie von einem gefürchteten Geschöpf begrüßt. Gilli, einen halben Zollstock groß, Azubi zum Goldschmied und bärtig wie ein Drittklässler stellte sich ihnen in den Weg. Der Verlobungsring war in greifbarer Nähe. Egal was sie versuchten, sie konnten dem Gnom nichts entgegensetzen, während er den Schatz bis aufs Blut verteidigte. Selbst die Paintballgeschosse konnten gegen seine Haut aus Kruppstahl nichts ausrichten. Nur gut, dass sie Al dabei hatten. Der gewiefte Schuhverkäufer zog die Schuhe aus und hielt dem Zwerg seine Socken ins Gesicht. Schachmatt! Sie stiegen über den bewusstlosen Gilli hinweg und Andi nahm den Ring an sich. Im Foyer des Kaufhauses stieß Kalle zu ihnen.

13:00 Uhr
Noch war ihre Mission nicht erfolgreich. Zwischen Andi und seiner Verlobung mit Anni trat ein letztes Hindernis. Das Foyer des MORuhrs war mit dichtem Rauch gefüllt und Teile der Decke stürzten bereits ein. Rechts und Links von ihnen schlängelten sich orange-rote Flammenzungen durch die Läden. Verzerrte Schatten tanzten an den steinernen Wänden und geschmolzene Plastikdeko floss an den Säulen herab. Eine dämonische Stimme hallte durch die Hallen und der Ring in Andis Hand vibrierte. Al stand vor ihnen, in ein graues Gewand gekleidet, stützte sich auf seinen silbernen Schuhlöffel und schloss die Augen. Er kannte diese Stimme, er wusste welcher uralten Bedrohung sie ausgesetzt waren. Als er die Augen wieder öffnete, trat etwas aus dem Feuerschein. Es war eine schlanke, rothaarige Frau mit einer Einkaufstüte und einer brennenden Peitsche bewaffnet. Selbst das Feuermeer, das sich bis zur Decke des MORuhrs gefressen hatte, wagte es nicht, ihr zu nahe zu kommen. Ihre glühenden, lidlosen Augen fixierten begierig den Ring in Andis Hand und ihre verführerische Stimme zog ihn in ihren Bann. Al erkannte die Gefahr, er kannte sie nur zu gut, griff den silbernen Schuhlöffel fest mit beiden Händen, drehte sich zu seinen Gefährten um und rief mit entschlossener Stimme: »Flieht, ihr Narren!«

Das nächste hEFt erscheint Ende Juni 2018

Offene Redaktion: 2. Mai
Redaktions- und Anzeigenschluss: 24. Mai
Kontakt: redaktion@heft-online.de
Thema: Mein Baby gehört zu mir!

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe lautet »Mein Baby gehört zu mir!«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 0361 2115966.

hEFt zum Mitnehmen

Erfurt Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung kleingedrucktes, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Campus Hilgenfeld, CKB, Contineo Buchhandlung, Copy-Team, double b, Franz Mehlhose, Füchsen, Haus Dacheröden, Kaffee Hilgenfeld, Kinoklub am Hirschlachufer, Klanggerüst, Klara Grün, Krämerbrücke 25, Kunsthaus, Kurhaus Simone, Nerly, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Speicher, Stadtgarten, Steinhaus, Tikolor, Wildfang, Weinatelier Rue // **Altenburg** Paul-Gustavus-Haus // **Böhlen** Thüringische Sommerakademie // **Eisenach** TAM // **Gera** Clubzentrum COMMA // **Gotha** art der stadt // **Greiz** Alte Papierfabrik // **Jena** Café Wagner, Kunsthof Jena // **Lauscha** Goetheschule // **Meiningen** Kunsthaus // **Nordhausen** studio 44 // **Rudolstadt** saalgärten // **Saalfeld** SRB Offener Kanal // **Schmalkaden** Villa K. // **Suhl** Kulturbaustelle, Provinzkultur e.V. // **Weimar** ACC, mon ami

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de

Autor/innenverzeichnis

DIRK ALT, Jg. 1982, ist Historiker, Autor und Dokumentarfilmmacher. Er engagiert sich kulturpolitisch für den Erhalt des audiovisuellen Erbes und veröffentlicht gelegentlich Erzählungen in Anthologien und Zeitschriften. // Andreas Bauer, Grafiker, Erfurt // TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen // RONJA BUSCH, Jg. 1978, Erfurt // GERHARD BENIGNI, Jg. 1973; Villach (Österreich); wortverspielt, satirisch, humorvoll; Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften; Auszeichnungen; drei Bücher // MARLENE BORCHERS, Jg. 1997, geb. in Bremen, studiert voller Leidenschaft Literaturwissenschaft an der Uni Erfurt // JAMES M.C. Das alte Ego eines Menschen, der Ben heißt. // OLEG ESTIS, (1964 – 1999), in einer Moskauer Künstlerfamilie als Sohn des bekannten Künstlers Nikolai Estis geboren, absolvierte die Kunstschule und die Staatliche Akademische Kunsthochschule in Moskau, vielfacher Preisträger internationaler Wettbewerbe, verstarb im Jahr 1999 in Deutschland, oleg.estis.de // UWE FLURSCHÜTZ, Jg. 1976, Erfurt, wo er versucht Arbeit und Leben unter einen Hut zu bringen und sich dabei für ein gutes und nachhaltiges Leben engagiert. // CLEMENS BRUNO GATZMAGA, geb. 1985 in Düsseldorf, Studium der Germanistik und Geschichte in Münster. Arbeitet und wohnt seit 2010 in Wien. // MARTIN GEISLER ist Medienpädagoge, Kunstfotograf sowie im Schauspiel, in der Lyrik und in der Malerei aktiv. Er arbeitet an der Ernst-Abbe-Hochschule Jena als Professor für Kultur und Medien. // NORMAL GERGELY, Jg. 1983, visual and sound artist from Hungary. Abstract-expressionist painter and graphic designer at Normal ILLustrations. Noise-experimental soundartist under the name of Reisebüro86 and a project member of Toth Kina Hegyfalu too. www.normalgergely.tk // AELYNN KANKRA, freischaffende Reporterin, stolze Besitzerin dreier seltenster Giftspinnen, legt viel Wert auf ihre tägliche Teezeremonie // HARALD KAPPEL, Jg. 1960, aus Aachen, Arzt, Studium Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt »Kreatives Schreiben«, Leiter von Schreibkursen, zahlreiche Veröffentlichungen // KATHLEEN KRÖGER, Jg. 1995, geboren in Halle, studiert in Erfurt Literaturwissenschaften und Geschichte // MICHEAL KUMMER, Jg. 1974, ist Sprecher des Fanrat Erfurt e.V., seit vielen Jahren leidgeprüfter Anhänger des FC Rot-Weiß Erfurt, und ganz nebenbei Lehrer, Historiker und Gewerkschafter. // JAN LINDNER, geb. 1985 in Jena, abgeschlossenes Philosophiestudium, Autor, Sprecher, Literaturveranstalter, mehrfacher Preisträger (u.a. des Jungen Literaturforums Hessen/ Thüringen 2007 und 2008, mehrere eigenständige Veröffentlichungen und zudem Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitschriften sowie Fußballsonette in Tageszeitungen. www.jan-lindner.de // LUISA MOLLWEIDE, Jg. 1996, studiert Geschichte und Religionswissenschaften an der Uni Erfurt, liebt Sport // ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt // MANFRED PRICHA, geb. 1954 in Altötting, Studium in Bochum, Autor, Wissenschaftlicher Dokumentar und Historiker, lebt und arbeitet in Bochum, schreibt Lyrik und Prosa: zahlreiche Veröffentlichungen in deutschsprachigen Literaturzeitschriften, Anthologien, Literaturkalendern, auf CD und im Internet. // THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt // JANA RABISCH, Jg. 1973; geboren in Erfurt und aufgewachsen am Meer; würdigt als freischaffende Grafikerin & Illustratorin ihren Mentor Prof. Hans Jörg Kotulla, Meisterschüler der HS Grafik & Buchkunst Leipzig; www.jana-verlag.de // HANSJÖRG ROTHE, Jg. 1966, aus Leipzig, Arzt, schreibt Essays, Veröffentlichungen u.a. im Lindenblatt, im Palmbaum und im hEFt // CARSTEN STEPHAN, geb. 1971 in Dessau, lebt in Frankfurt am Main und schreibt v.a. komische Lyrik. // MAX WALTHER, Jg. 1989, Leipzig // WERNER WANITSCHEK, geb. 1944 in Albrechtsdorf, Isergebirge, aufgewachsen in einem thüringischen Dorf, Schulzeit in Erfurt, Lehre als Industriekaufmann in Heubach, Württemberg, Aufbauschule, Abitur und Studium von Slawistik und Romanistik. Lebt in Oberursel und arbeit als Korrektor und Übersetzer aus dem Französischen, Portugiesischen und Tschechischen. // STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter